Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
Erzieherausschuß der Gesellschaft für
christlich-jüdische Zusammenarbeit, Stuttgart

Ghettos

Vorstufen der Vernichtung

1939 - 1944
Menschen in Grenzsituationen

Texte und Unterrichtsvorschläge

als Bausteine zusammengestellt und ausgearbeitet
von einer Gruppe des Erzieherausschusses der GCJZ

Rachel Dror
Alfred Hagemann
Barbara Heckel
Peter Reinhardt
Doris Scherer
Petra Schneider
Dieter Weiß

Inhalt

Einführung:	Ghettolager in Osteuropa *(Thomas Stöckle)*	5
Literatur:	*(Thomas Stöckle)*	9
Begriffe:	Ghetto *(Doris Scherer)*	11
Baustein 1:	Das Ghetto als Vorstufe zur Hölle *(Peter Reinhardt)*	13
Baustein 2:	Edgar Hilsenrath: Nacht *(Doris Scherer)*	29
Baustein 3:	Das Warschauer Ghetto *(Alfred Hagemann)*	31
Baustein 4:	Das Prager Ghetto *(Petra Schneider)*	37
Baustein 5:	Renata Yesner: Jeder Tag war Jom Kippur - Kindheit im Ghetto Kaunas *(Barbara Heckel)*	45
Baustein 6:	Elie Wiesel: Der fünfte Sohn *(Barbara Heckel)*	51
Baustein 7:	Andrzej Sczcypiorski: Die Rettung von Joasia Fichtelbaum *(Barbara Heckel)*	55
Baustein 8:	Kinder und Jugendliche in Theresienstadt *(Barbara Heckel)*	59
Baustein 9:	Petr Ginz - ein Junge aus Prag in Theresienstadt *(Barbara Heckel)*	63
Baustein 10:	Czernowitz in der „Aschenzeit“ - Dichtung in der Sprache der Verfolger *(Barbara Heckel)*	75
Baustein 11:	Das Ghetto in Frankfurt am Main *(Dieter Weiß)*	81
Baustein 12:	Das Berliner Scheunenviertel - das „freiwillige“ Ghetto *(Barbara Heckel)*	89
Baustein 13:	Rollenspiele und szenische Übungen *(Dieter Weiß)*	93
AV-Medien:	*(Landesbildstelle Württemberg)*	95

Impressum

Herausgeber
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
Stafflenbergstr. 38
70184 Stuttgart

Erzieherausschuß der
Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit
Stuttgart

Mitarbeiter
Rachel Dror, Vorsitzende des Erzieherausschusses der Gesellschaft
für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart
Alfred Hagemann, Stuttgart-Bad Cannstatt
Barbara Heckel, Esslingen
Peter Reinhardt, Neckartenzlingen
Doris Scherer, Stuttgart
Petra Schneider, Stuttgart
Dieter Weiß, Stuttgart

Redaktion
Karl-Ulrich Templ
Landeszentrale für politische Bildung, Fachreferat Lehrerfortbildung

Satz und Layout
Stefan Merz

Die abgedruckten Beiträge stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeber dar;
sie dienen lediglich der Unterrichtung und Meinungsbildung.

Stuttgart, Mai 2000

Vorwort

Die Greueltaten, die in der Zeit des Nationalsozialismus von Deutschen begangen wurden, sind von einer solchen Ungeheuerlichkeit, daß selbst informierte Erwachsene sich schwer tun, wenn sie damit umgehen wollen oder müssen - zum Beispiel in der Schule im Geschichtsunterricht. Das Ungeheuerliche ist von der Lebenswirklichkeit der Schüler so weit entfernt, daß diese verständlicherweise diesem Thema lieber ausweichen möchten.
Das bringt Lehrer in eine schwierige Situation. Sie wollen und können nicht gegen das Interesse der Schüler unterrichten. Aber dürfen sie dem Desinteresse der Schüler an dem schwierigen Thema „nationalsozialistische Verbrechen" nachgeben?
Wohl wissend, daß zum einen die so rationale Brutalität des NS-Regimes unserer Zeit nur scheinbar fern liegt und daß zum anderen der Lehrer im Alltagsstress nicht immer Zeit und Kraft hat, sich etwas ganz Besonderes zur Bewältigung des angezeigten Dilemmas zu erarbeiten, haben die Autoren der vorliegenden „Bausteine" versucht, Texte für den Schulalltag zu finden, mit denen Schüler direkt angesprochen werden können. Sie haben die Hoffnung, daß die Lehrer, die die NS-Zeit trotz der genannten Schwierigkeiten angemessen behandeln wollen, in ihnen eine Hilfe finden.
Die Texte sind so ausgesucht, daß sie Schüler direkt menschlich ansprechen können, auch wenn sie sich noch nicht mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt haben. Die Autoren denken, daß die Texte die Schüler zu Fragen anregen, von denen aus dann eine eingehende Behandlung des Stoffen möglich wird.
Zur einfacheren Handhabung sind den Texten kurze Einleitungen und auch kurzgefaßte didaktische Anmerkungen beigegeben. Sie sollen dem Lehrer die Vorbereitung erleichtern, indem sie ihm Anhaltspunkte geben, wie er mit den Texten umgehen kann, ohne allzu lange Vorbereitungszeit darauf verwenden zu müssen.
Wir haben die „Ghettos im Osten" als Thema gewählt, weil dieses Thema den Reiz einer gewissen Neuheit haben dürfte, und weil es zu ihm Quellen gibt, die von großer Anschaulichkeit sind. Sie sollen nicht vorwiegend Betroffenheit erzeugen, sondern zum Fragen anregen. Zum Fragen danach, wie so etwas denn nun möglich gewesen ist. Wenn diese Frage gestellt ist, kann der Lehrer im Gespräch mit den Schülern und unter Verwendung weiterer Texte auch Dinge erklären, die den Schülern zunächst fern zu liegen scheinen. Denn wir wissen doch, so fern, wie es oftmals den Anschein hat, liegt die Brutalität des Nationalsozialismus uns gar nicht. Wir brauchen nur die Nachrichten im Fernsehen anzusehen. Und Deutschland hat schmerzlich erfahren, wie schnell die Hemmungen gegen das Brutale schwinden. Die Neonazis führen es der Welt alle paar Wochen wieder vor. Um eine Wiederholung des Rückfalls in die Barbarei zu verhindern, muß die Gesellschaft das Wissen um die Möglichkeit unglaublicher Greueltaten an die kommende Generation weitergeben. Die Autoren hoffen, daß die vorliegenden „Bausteine" dazu einen Beitrag leisten können.

Ein besonderer Dank gebührt Frau Rachel Dror, der Vorsitzenden des Erzieherausschusses der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Nur durch ihre Koordination und ihren charmanten Nachdruck konnte die Arbeit der Kollegen und Kolleginnen ehrenamtlich geleistet werden.

Peter Reinhardt

Ghettolager in Osteuropa
Eine Einführung

I.

Während des Zweiten Weltkrieges wurden im gesamten von Deutschland besetzten Osteuropa jüdische Ghettos eingerichtet. Nach dem Überfall Deutschlands auf Polen im September 1939 und auf die Sowjetunion im Juni 1941 wurde die jüdische Bevölkerung unter Anwendung von Zwang abgesondert, konzentriert und in Zwangsquartieren interniert, die entweder als „Ghettos“ oder als „Jüdische Wohnquartiere“ bezeichnet wurden.
Mit der Eroberung Osteuropas kamen zwei Hauptmomente, die als Kernstücke der nationalsozialistischen Ideologie verstanden werden können, zum Tragen: Einerseits die Vorstellung von der Eroberung von „Lebensraum im Osten“, andererseits ein virulenter Antisemitismus und Antibolschewismus, die den Hauptfeind Deutschlands im sogenannten „jüdischen Bolschewismus“ zu erkennen glaubten. Daneben verweist die Tatsache, daß neben den jüdischen auch die slawischen Bevölkerungen der osteuropäischen Staaten als minderwertige Rasse abgestempelt wurden, auf den Zusammenhang zwischen rassenantisemitischen und rassistischen Vorstellungen allgemein. Auch die „slawische Rasse“, der eine zahlenmäßige Dezimierung zugedacht war, wurde zum Objekt nationalsozialistischer Vernichtungspolitik. Sowohl der vom SS/SD-Komplex und der Wehrmacht als Vernichtungskrieg geführte „Krieg im Osten“, als auch der vom Reichssicherheits-Hauptsamt im Mai 1942 vorgelegte „Generalplan Ost“ belegen dies.
Jedoch behielt der Antisemitismus des nationalsozialistischen (Besatzungs-)Regimes Priorität, als nur er sich, allerdings sukzessive, zu einer umfassenden Vernichtungspolitik steigerte, der den *„nationalsozialistischen Mord an den Juden deswegen einzigartig [machte], weil noch nie zuvor ein Staat mit der Autorität seines Führers beschlossen und angekündigt hatte, eine bestimmte Menschengruppe einschließlich der Alten, der Frauen und der Kinder und der Säuglinge möglichst restlos zu töten, und diesen Beschluß mit allen nur möglichen staatlichen Machtmitteln in die Tat umsetzte“*[1].
Zu Beginn der nationalsozialistischen Ghettoisierungspolitik war jedoch ein konkreter Beschluß, alle europäischen Juden zu ermorden, noch nicht gefaßt. Ein solcher kristallisierte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 heraus. Viel mehr besteht, was die Errichtung der ersten Ghettos angeht, ein enger Zusammenhang mit Plänen eines gigantischen Bevölkerungstransfers, beziehungsweise des Scheiterns desselben. Daneben darf die gesamte Politik der Umsiedlung und Ghettoisierung wie der späteren Ermordung und Vernichtung nicht losgelöst vom allgemeinen Kriegsverlauf gesehen werden. Es war kein Zufall, daß nach dem schnellen Sieg über Polen das erste große Ghetto, Lodz, mit über 160.000 Menschen in dem an das Deutsche Reich angegliederten Wartheland errichtet wurde. Die Abschließung des Ghettos erfolgte im April 1940, nachdem eine schnelle systematische Deportation der jüdischen Bevölkerung „nach Osten“, ins Generalgouvernement beziehungsweise in den Distrikt Lublin an der sowjetischen Demarkationslinie, gescheitert war. Zu jeder Zeit aber waren die Ghettos als „Übergangszustand“ gedacht, niemals als permanente Institution.
Die Lebensumstände ihrer unfreiwilligen Bewohner, die aus den besetzten osteuropäischen Ländern stammten, später aber auch aus dem Reich, Österreich, dem Protektorat und Westeuropa kamen, waren von der NS-Besatzungsmacht und den von ihr eingesetzten Ghettoverwaltungen festgelegt und reglementiert.
Ein allgemeiner Befehl zur Errichtung von jüdischen Ghettos wurde weder in den ins Reich eingegliederten Gebieten noch im Generalgouvenement oder den eroberten baltischen und sowjetischen Gebieten erlassen. Dies hatte zur Folge, das die Ghettolager sich in ihrem Entstehungszusammenhang beträchtlich unterschieden – angefangen vom Zeitpunkt ihres Entstehens, bis hin zu den sie initiierenden NS-Stellen. Oftmals ging die Initiative von regionalen und örtlichen Trägern der Besatzungsherrschaft aus. Des weiteren variierten sie in ihren Existenzbedingungen und damit auch in den Lebensbedingungen und –umständen ihrer jüdischen Insassen. Auch die Methoden der Isolierung, Abriegelung und Bewachung der Ghettolager waren äußerst unterschiedlich, so existierten in der Anfangsphase noch „offene“ Ghettos parallel zu vollständig abgeriegelten also „geschlossenen“, unbewachte neben bewachten, sowie solche die von Zaun, bzw. Stacheldraht oder aber einer Mauer umgeben waren. Höchst unterschiedlich waren auch der Zeitpunkt und die Art der Auflösung bzw. „Liquidierung“ der Ghettolager. Die ersten Ghettos wurden bereits im Jahr 1940 wieder aufgelöst, das Ghetto Lodz hingegen existierte bis zum Juni 1944.

II.

Nachweisbar ist die Einrichtung von Ghettolagern erstmals im von Deutschland besetzten **Polen**. Allein auf dem Gebiet des heutigen Polen entstanden Ghettos in nahezu 400 großen und mittleren Städten.
Beim Beginn des Zweiten Weltkrieges war Polen neben der Sowjetunion das europäische Land mit den meisten jüdischen Einwohnern. Die jüdische Bevölke-

rung betrug knapp 3,5 Millionen Einwohner. Von diesen kamen im September 1939 rund 2,3 Millionen unter die Herrschaft der nationalsozialistischen deutschen Besatzungsmacht. Die anderen 1,1 Millionen polnischen Juden lebten zunächst bis 1941 in den von der Sowjetunion annektierten Gebieten - in Ostgalizien, in Wolhynien, in West-Weißrußland und Polnisch-Litauen.

Vor ihrer Ghettosierung lebten die Juden in städtischen Industriezentren wie Lodz und Warschau, in Provinzhauptstädten wie Krakau, Kielce, Radom, Lwow und Lublin. Sie lebten in Hunderten von Kreisstädten, Tausenden von kleinen Ortschaften und Dörfern; eine Aufstellung nennt insgesamt über 16.000 Orte. Durch den Einmarsch und den Beginn der Ghettoisierung wurde dieser jüdische Siedlungsraum radikal umgestaltet und zerstört. Ghettos entstanden sowohl in dem ins Reichsgebiet eingegliederten Westpolen, wie dem Reichsgau Wartheland, als auch dem Generalgouvernement, das in vier Distrikten aufgeteilte Zentralpolen.

Am 21. September 1939 richtete Reinhard Heydrich, der Chef der Gestapo und der Sicherheitspolizei, Anweisungen an die Führer der Einsatzgruppen im besetzten Polen:

„Die geplanten Maßnahmen erfordern gründlichste Vorbereitung sowohl in technischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht.[...] Als erste Vorausnahme für das Endziel gilt zunächst die Konzentrierung der Juden vom Lande in die größeren Städte. Sie ist mit Beschleunigung durchzuführen. [...] Dabei ist zu beachten, daß nur solche Städte als Konzentrierungspunkte bestimmt werden, die entweder Eisenbahnknotenpunkte sind oder zum mindesten an Eisenbahnstrecken liegen. [...] In jeder jüdischen Gemeinde ist ein jüdischer Ältestenrat aufzustellen, der, soweit möglich, aus den zurückgebliebenen maßgebenden Persönlichkeiten und Rabbinern zu bilden ist. [...] Er ist im Sinne des Wortes vollverantwortlich zu machen für die exakte und termingemäße Durchführung aller ergangenen oder noch ergehenden Weisungen. [...] Die Judenräte haben eine behelfsmäßige Zählung der Juden - möglichst gegliedert nach Geschlecht [...] und nach den hauptsächlichsten Berufsschichten - in ihren örtlichen Bereichen vorzunehmen und das Ergebnis in kürzester Frist zu melden. [...] Die Konzentrierung der Juden in Städten wird wahrscheinlich aus allgemein sicherheitspolizeilichen Gründen Anordnungen in diesen Städten bedingen, daß den Juden bestimmte Stadtviertel überhaupt verboten werden, daß sie - stets jedoch unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten - z. B. das Ghetto nicht verlassen, zu einer bestimmten Abendstunde nicht mehr ausgehen dürfen, usw."

Ambivalent ist bis heute die Bewertung der „Judenräte" geblieben, die im zweiten Teil von Heydrichs Anweisung Erwähnung finden. Ihre Einrichtung wurde durch eine Generalgouvernements-Verordnung vom 28. November 1939 verbindlich angeordnet. Alle jüdischen Gemeinden bis zu 10.000 Mitgliedern hatten einen 12köpfigen, alle Gemeinden mit mehr als 10.000 Mitgliedern einen 24köpfigen Judenrat zu benennen. Das Urteil der Zeitgenossen wie der Nachwelt schwankt in der Einschätzung ihres Handelns und ihrer Möglichkeiten zwischen „Kollaboration und Widerstand". Als direkte Befehlsempfänger der deutschen Ghettoverwaltung lag an ihnen *„die Weitergabe deutscher Weisungen und Anordnungen [...], der Einsatz jüdischer Polizeikräfte zur Durchsetzung deutscher Befehle, die Auslieferung jüdischer Vermögenswerte, jüdischer Arbeitskräfte und jüdischer Menschenleben an den deutschen Feind. In Ausübung ihrer traditionellen Funktion unternahmen die Judenräte bis zuletzt verzweifelte Versuche, das Leiden zu verringern und dem Massensterben in den Ghettos Einhalt zu gebieten. [...] So war es der jüdischen Führung beschieden, ihre Gemeinde zugleich zu retten und zu vernichten – sie rettete die einen Juden und vernichtete die anderen; sie verschaffte den Juden für den Augenblick Rettung, um sie im nächsten Augenblick der Vernichtung anheimzugeben. Einige Führer weigerten sich, auf diese Weise Macht auszuüben, andere ließen sich von dieser Macht verführen."*[2]

Im Oktober 1939 begann die Zwangsumsiedlung der jüdischen Bevölkerung Polens in die Ghettolager. Dem gingen überall die Kennzeichnung der Menschen, die Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, der Entzug aller ökonomischen Grundlagen und die Erfassung zur Zwangsarbeit voraus. Insgesamt 399 solcher Stadtviertel, die ab Oktober 1939 bis Oktober 1942 in Polen (heutige Grenzen) zu Ghettos erklärt wurden, können nachgewiesen werden. Für 316 Orte ist der Beginn der Ghettoisierung bekannt. Von Oktober bis Dezember 1939 waren in sechs, von Januar bis Dezember 1940 in 85, im Laufe des Jahres 1941 in 132 und Januar bis November 1942 in 93 „Konzentrationsorten" bestimmte Stadtviertel zu Ghettos erklärt worden. 12 der im November 1942 gebildeten Ghettolager waren sogenannte Rest-Ghettos, die geschaffen wurden, nachdem bereits die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung ermordet war. In diesen Rest-Ghettos wurden junge als „arbeitsfähig" selektierte Frauen und Männer konzentriert. Das erste polnische Ghetto in Piotrkow Tribunalski datiert vom Oktober 1939. Das Ghetto von Lodz, Polens zweitgrößter Stadt, wurde am 30. April 1940 abgeriegelt. Das Ghetto von Warschau, das größte im besetzten Europa, wurde im November 1940 eingezäunt. Darin lebten im März 1941 445.000 Menschen, beinahe genau so viele wie zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme – 1933 – im gesamten Deutschen Reich. In Lublin und Krakau wurden die Ghettos im März 1941 eingerichtet. Im April folgten Radom, Kielce und Tschenstochau als weitere der großen Städte im Generalgouvernement. Ende 1941 war rund 60 Prozent der jüdischen Bevölkerung Polens in 223 Ghettos zwangsweise isoliert. Sie durften sie einzig zum Zweck der Zwangsarbeit verlassen. Das letzte große Ghetto im Generalgouvernement in Lemberg wurde erst im August 1942 errichtet. Ein Ziel der nationalsozialistischen Machthaber war es, die Häftlinge der kleineren Ghettolager in größere, zentraler gelegene Ghettolager zu deportieren. Von hier aus ging der Weg dann weiter in die Zwangsarbeitslager oder in die Vernichtungslager. Aus insgesamt 166 Ghettolagern wurden die Ghettohäftlinge in andere Ghettos verschleppt.

„Die Frauen, Männer und Kinder, die bei den Selektionen in den Ghettolagern als „nichtarbeitsfähig" klassifiziert worden waren, wurden ab Herbst 1941 in die extra für diesen Zweck erbauten Vernichtungslager verschleppt und dort umgebracht. Die Massentötungen in der „Gaswagenstation" Chelmno begannen am 8. Dezember 1941. Die „unproduktiven" Bewohner von 38 Ghettolagern aus dem Wartheland wurden in das Todeslager Chelmno deportiert. Ab dem 16. März 1942 begannen unter dem Decknamen „Aktion Reinhard" die Deportationen nach Belzec. Insgesamt konnten Deportationen aus 66 polnischen Ghettolagern nach Belzec festgestellt werden. Seit Anfang Mai 1942 wurden die Bewohner von 23 Ghettolagern in das Todeslager Sobibor, und seit August 1942 wurden die Insassen von 119 polnischen Ghettolagern in das Todeslager Treblinka deportiert und dort ermordet. Bereits ab dem 1. Juni 1942 wurden Frauen, Männer und Kinder aus Ghettos in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet. Insgesamt konnten Deportationen aus 33 Ghettolagern in das Todes- und Konzentrationslager Auschwitz festgestellt werden. Die nationalsozialistischen Ghettolager in Polen hatten eine maximale »Lebensdauer« von 15 Monaten. Von 392 der insgesamt 399 Ghettolager in Polen ist das Liquidierungsdatum bekannt."[3]

Mit dem Überfall der Wehrmacht auf die **Sowjetunion** am 22. Juni 1941 und der Eroberung ihrer westlichen Teile gerieten über 5 Millionen weitere Juden unter deutsche Herrschaft. Dazu zählten die ungefähr 2 Millionen Juden in den 1939 und 1940 von der UdSSR annektierten ostpolnischen Gebieten, den baltischen Staaten sowie Bessarabien und der nördlichen Bukowina. Das Hauptsiedlungsgebiet der über 3 Millionen sowjetischen Juden, als „jüdische Ansiedlungsrayons" bezeichnet, waren die Weißrussische, die Ukrainische und die Russische Sowjetrepublik.

Während das ostpolnische Galizien als fünfter Distrikt dem Generalgouvernement und der Bezirk Bialystok an Ostpreußen angegliedert wurden, faßte man die baltischen Länder, Estland, Lettland und Litauen, sowie Weißrußland, zum „Reichskommissariat Ostland" zusammen; die Ukraine wurde ebenfalls zum „Reichskommissariat" erklärt.

Nach der deutschen Invasion der Sowjetunion wurden Ghettos in den besetzten sowjetischen Gebieten eingerichtet. Ende August 1941 befahl die Militärverwaltung in der Ukraine die Errichtung von Ghettos in Orten mit einem relativ hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, vor allem in den Großstädten. In den sowjetischen Gebieten gingen der Errichtung von Ghettos Massaker der Einsatzgruppen und anderer mobiler Einheiten voraus. Das größte Ghetto auf sowjetischem Gebiet bestand in Minsk, der Hauptstadt von Weißrußland, in dem rund 100.000 Menschen lebten.

In **Ost-Galizien** wurden 31 Orte zu nationalsozialistischen Ghettos erklärt, in **Litauen** mehr als 30 Orte. Am Beispiel des größten litauischen Ghettos, Kaunas, läßt sich die NS-Ghettoisierungspolitik nach dem Überfall auf die Sowjetunion, die sich von der in Polen grundlegend unterschied, nachvollziehen. Die erste Phase zwischen Juni und August 1941 war gekennzeichnet durch Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung und endete mit der Errichtung eines Ghettos. Die zweite Phase von September bis Oktober brachte die Ermordung von ungefähr einem Drittel der ghettoisierten Juden. Zwangsarbeit, zu der die 17.000 überlebenden Juden herangezogen wurden, charakterisierte eine dritte Phase zwischen November 1941 und Herbst 1943. Durch den aus deutscher Sicht langandauernden Krieg entstand eine widersprüchliche Spannung zwischen „Vernichtung" und „Arbeit". Nachdem zuerst jüdische Männer und Kommunisten Opfer der Massenerschießungen wurden, weiteten sich diese auch auf Frauen und Kinder aus. Der unerwartete Kriegsverlauf und das Massensterben der sowjetischen Kriegsgefagenen in den Lagern der Wehrmacht verhinderte zunächst die Durchführung einer umfassenden deutschen Vernichtungspolitik. „Arbeitsfähigkeit" in einer relativ weiten Auslegung, wurde zum entscheidenden Selektionskriterium. Ab Herbst 1941 gingen die beiden wesentlichen Funktionen des Ghettos, zum einen als Konzentrierungsmaßnahme im Prozeß der „Endlösung", und zum zweiten als abgesichertes Arbeitskräftereservoir, ineinander über. Dies bedeutete jedoch nur einen vorübergehenden Zeitgewinn und Aufschub. Die vierte und letzte Phase brachte ab Herbst 1943 die Umwandlung des Ghettos in ein Konzentrationslager und im Juni 1944 die endgültige Zerstörung des ehemaligen Ghettos.

In **Lettland** wurden drei Orte zu nationalsozialistischen Ghettos erklärt. Das größte Ghettolager war in der ersten Augustwoche 1941 in Riga errichtet worden. Fast 30.000 jüdische Frauen, Männer und Kinder waren hier eingesperrt worden. Bis Anfang Dezember 1941 waren bereits etwa 25.000 Menschen ermordet. Das Ghetto wurde aufgeteilt: Im kleineren Teil blieben rund 5000 lettische und litauische Juden, in den leerstehenden größeren Teil wurden ab Dezember 1941 Juden „aus dem Reich" gebracht. Das Ghetto in Riga wurde am 15. März 1943 zum Konzentrations-Hauptlager mit insgesamt 28 Außenkommandos umfunktioniert. Nach dem derzeitigen Stand der Forschung war kein Ort in **Estland** zum Ghetto erklärt worden. Estland hatte bei Kriegsbeginn 1941 rund 4.500 jüdische Einwohner, von denen rund 2500 in die UdSSR flüchten konnten. Diejenigen, die sich bei der Ankunft der deutschen Truppen noch im Land befanden, wurden sofort festgenommen und ermordet oder in Lager eingesperrt. Am 15. September wurde in Vaivara bei Reval, der Hauptstadt von Estland, ein Konzentrations-Hauptlager mit 23 Außenkommandos eröffnet. Ca. 20.000 Gefangene, zumeist Frauen und Männer aus den Ghettolagern in Vilna und Kaunas, wurden in diese Lager verschleppt. Wie viele Orte in den besetzten und annektierten Gebieten in **Weißrußland** und der **Ukraine** zu nationalsozialistischen Ghettos erklärt wurden, ist bis heute nicht bekannt.

Mehrere der nationalsozialistischen Ghettos wurden, nachdem die einheimische jüdische Bevölkerung bis auf wenige als „arbeitsfähig" selektierte Frauen und Männer umgebracht worden war, zu Deportationszielen für Juden aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei. So die Ghettos in Minsk in Weiß-

rußland, Riga in Lettland und Kaunas in Litauen. Im Herbst 1941 war durch die Wehrmacht ein Stadtteil von **Minsk** zum nationalsozialistischen Ghetto erklärt worden. Die einheimische jüdische Bevölkerung, die die Massenerschießungen im Gefolge der deutschen Eroberung überlebt hatte, wurde gezwungen, in das Ghetto einzuziehen. Bereits kurze Zeit später, am 6. und am 20. November 1941, wurden 19.000 Frauen, Männer und Kinder aus dem Ghetto getrieben und ermordet. Das Ghetto wurde für die Transporte aus dem „Westen", die genau zu diesem Zeitpunkt in Minsk eintrafen, „frei gemacht". Zwischen November 1941 und Oktober 1942 gelangten mehr als 35.000 Juden aus Deutschland und dem Protektorat Böhmen und Mähren in das Ghetto von Minsk. Die Massenermordung der restlichen „nichtarbeitsfähigen" einheimischen jüdischen Bevölkerung begann Ende Juli 1942 durch die in Weißrußland „operierende" Einsatzgruppe B. Durch den Einsatz von Gaswagen und Deportationen in das Vernichtungslager Sobibor wurden alle Ghettobewohner bis auf 6.000 russische und 300 bis 400 deutsche Juden ermordet. Das Ghetto wurde im Oktober 1943 aufgelöst.

III.

Unzweifelhaft gehörten die Politik der Ghettoisierung in Osteuropa und die Deportationen west- und mitteleuropäischer Juden in die entstandenen Ghettos, zum historischen Gesamtkomplex der „Endlösung der Judenfrage" und der Ermordung der europäischen Juden.
Trotz der Analogie des Vorgehens in den Gebieten Polens und der Sowjetunion bestehen, und das hat die Historiographie deutlich herausgearbeitet, beträchtliche Unterschiede zwischen dem Vorgehen der NS-Stellen ab September 1939 einerseits und dem in den ab 1941 eroberten Gebieten andererseits. Es gibt keinen Nachweis, daß die Ghettos mit dem Ziel und der Intention der physischen Vernichtung der Juden errichtet wurden. Mit anderen Worten: vor oder zum Zeitpunkt der Errichtung der ersten Ghettos 1939/40, war weder von Hitler noch von anderen NS-Stellen ein Entschluß gefaßt worden, eine „Endlösung der Judenfrage" im Sinne der Vernichtung der europäischen Juden, in die Tat umzusetzen. Hingegen war in den besetzten Gebieten der Sowjetunion die Ghettoisierung bereits unmittelbar mit dem Vollzug der „Endlösung" verknüpft. Ihr gingen Massenerschießungen durch die Einsatzgruppen der SS, der Sicherheitspolizei und des SD voraus oder mit ihr einher.
Der Charakter und die vielfältigen Funktionen, die die Ghettos besaßen, und die ihren Bewohnern oder besser gesagt Insassen, da sie doch Gefängnissen ähnelten, nicht immer erkennbar waren, sollen im folgenden noch einmal systematisch aufgeschlüsselt werden:

- Die Ghettos dienten der gewaltsamen Isolierung und Konzentrierung der Juden und damit der Kontrolle über sie.
- Die Ghettos waren Zwischenstationen für gewaltige Bevölkerungstransfers und schließlich Zwischenstationen für Millionen von Menschen auf dem Weg zu den Erschießungsgruben oder in die Vernichtungslager zuerst von Chelmno, dann der sogenannten „Aktion Reinhard" (Belzec, Sobibor, Treblinka), später auch Majdanek und Auschwitz-Birkenau, letzteres Symbol für die industrialisierte Vernichtung von Menschen überhaupt.
- Die Ghettos waren Orte der Demütigung und der ökonomischen Ausplünderung. Der Akt der totalen Beraubung kann als Bestandteil der Ghettobildung verstanden werden. Neben die Beschlagnahmung von Vermögenswerten traten Zwangsverpflichtungen von jüdischen Arbeitskräften für Arbeit innerhalb und außerhalb der Ghettos. Die Tatsache, daß die Ghettolager als Arbeitskräftereservoir dienten, nährte zusammen mit der aus Tarnungs- und Effizienzgründen eingerichteten jüdischen Selbstverwaltung (Judenrat und Ghettopolizei) die Illusion einer zweckrationalen, an wirtschaftlicher Produktivität ausgerichteten Judenpolitik.
- Die Ghettos waren in retrospektiver Betrachtung bereits Teil der Ermordung der europäischen Juden, als ein nicht geringer Prozentsatz der ghettoisierten jüdischen Bevölkerung in den Ghettos den Tod fand; in den osteuropäischen Ghettolagern befanden sich neben polnischen, baltischen und sowjetischen Juden auch solche aus dem Deutschen Reich, Österreich, dem „Protektorat" und Westeuropa. Nach neuesten Schätzungen kamen 750.000 Menschen ums Leben. Die Gründe waren in erster Linie die von den deutschen Ghettoverwaltungen geschaffenen erbärmlichen Lebensumstände, Hunger, Seuchen und unmenschliche Arbeitsbedingungen. Daneben verloren viele Juden ihr Leben im Verlauf von Aufständen, wie zum Beispiel dem Warschauer Ghettoaufstand im April 1943, die von den Deutschen militärisch niedergeschlagen wurden. Die Auflösung der betreffenden Ghettos erfolgte oftmals durch Massenerschießungen.

„Die Ghettos bildeten eine Etappe in der Geschichte des Holocaust, sie waren bei allem Leid und Elend, bei allen Tragödien, die sich dort abspielten, noch nicht die Hauptschauplätze des Völkermords. Sie waren in den Jahren 1940 bis 1943 Wartesäle der Vernichtung, Vorhöfe der Hölle, Zwischenstationen für die Lager, in die die Menschen zum Zwecke ihrer Ermordung deportiert wurden."[4]

Thomas Stöckle

[1] Eberhard Jäckel: *Die elende Praxis der Untersteller*. München 1987, S. 118.
[2] Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*. Frankfurt/M. 1990, S. 228.
[3] Gudrun Schwarz: *Die nationalsozialistischen Lager*. Frankfurt/M. 1996, S. 134f.
[4] Wolfgang Benz: *Holocaust*. München 1997, S. 49.

Literatur (Auswahl)

Ainsztein, Reuben: *Jüdischer Widerstand im deutsch besetzten Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges*. Oldenburg 1993.

Ainsztein, Reuben: *Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto*. Berlin 1993.

Aly, Götz: *„Endlösung". Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden*. Frankfurt/M. 1995.

Aly, Götz: *„Judenumsiedlung". Überlegungen zur politischen Vorgeschichte des Holocaust*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 67-97.

Barkai, Avraham/**Mendes-Flohr**, Paul: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. IV. München 1997.

Benz, Wolfgang: *Der Holocaust*. 3. Aufl. München 1997.

Benz, Wolfgang: *Theresienstadt und der Untergang der deutschen Juden. Versuch einer Ortsbestimmung*. In: Benz, Wolfgang/Buchheim, Hans/Mommsen, Hans (Hg.): Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft. Frankfurt/M. 1993, S. 177-190.

Benz, Wolfgang (Hg.): *Die Juden in Deutschland 1933-1945*. München 1988.

Benz, Wolfgang (Hg.): *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*. München 1996 (1991).

Benz, Wolfgang/**Graml**, Hermann/**Weiß**, Hermann (Hg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. München 1998.

Browning, Christopher R.: *Der Weg zur „Endlösung". Entscheidungen und Täter*. Bonn 1998.

Browning, Christopher R.: *Die nationalsozialistische Ghettoisierungspolitik in Polen 1939-1941*. In: Browning, 1998, S. 37-65.

Browning, Christopher R.: *Mehr als Warschau und Lodz: Der Holocaust in Polen*. In: Browning,1998, S. 127-148.

Dieckmann, Christoph: *Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 292-329.

Diner, Dan: *Die Perspektive des „Judenrats". Zur universellen Bedeutung einer partikularen Erfahrung*. In: Kiesel u.a. (Hg.), 1992, S. 11-35.

Diner, Dan: *Jenseits des Vorstellbaren - der Judenrat als Situation*. In: Loewy/Schoenberner (Hg.), 1990, S. 32-40.

Dieckmann, Christoph: *Das Getto und das Konzentrationslager in Kaunas*. In: Herbert/Orth/Dieckmann (Hg.), Bd. 1, 1998, S. 439-471.

Edelmann, Marek: *Das Ghetto kämpft*. Berlin 1993.

Freund, Florian/**Perz**, Bertrand/**Stuhlpfarrer**, Karl: *Das Getto in Litzmannstadt (Lodz)*. In: Loewy/Schönberner (Hg.), 1990, S. 17-31.

Friedrich, Klaus-Peter: *Juden in Polen während der Schoa. Zu polnischen und deutschen Neuerscheinungen*. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 47 (1998), S. 231-274.

Friedrich, Klaus-Peter: *Kollaboration und Antisemitismus unter deutscher Besatzung (1939-1944/45)*. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 45 (1997), S. 818-834.

Gerlach, Christian: *Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg*. Hamburg 1998.

Gerlach, Christian: *Deutsche Wirtschaftsinteressen, Besatzungspolitik und der Mord an den Juden in Weißrußland 1941-1943*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 263-291.

Golczewski, Frank: *Polen*. In: Benz (Hg.), 1996, S. 411-497.

Goldstein, Bernard. *„Die Sterne sind Zeugen". Der bewaffnete Aufstand im Warschauer Ghetto. Bericht eines der Anführer*. Freiburg 1992.

Grossmann, Chaika: *Die Untergrundarmee. Der jüdische Widerstand in Bialystok*. Frankfurt/M. 1993.

Gutman, Israel: *The Jews of Warsaw 1939-1943. Ghetto, Underground, Revolt*. Bloomington 1982.

Gutman, Israel: *Ghetto*. In: Enzyklopädie des Holocaust. 2. Aufl. München 1998 (1995).

Gutman, Israel/**Haft**, Cynthia J. (Hg.): *Patterns of Jewish Leadership in Nazi Europe 1933-1945*. Jerusalem 1979.

Herbert, Ulrich: *Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des „Holocaust"*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 9-66.

Herbert, Ulrich (Hg.): *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*. Frankfurt/M. 1998.

Herbert, Ulrich/**Orth**, Karin/**Dieckmann**, Christoph (Hg.): *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur*. Göttingen 1998.

Heydecker, Joe H.: *Das Warschauer Ghetto*. München 1999.

Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden*. 3 Bde. Frankfurt/M. 1990 (1961/1982).

Hilberg, Raul: *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*. Frankfurt/M. 1992.

Hilberg, Raul: *Rettung und Kollaboration - der Fall Lodz*. In: Kiesel u.a. (Hg.), 1992, S. 65-76.

Hilberg, Raul: *The Judenrat: Conscious or Unconscious „Tool"?* In: Gutmann/Haft (Hg.), 1979, S. 45-58.

Jäckel, Eberhard: *Die elende Praxis der Untersteller. Die Einmaligkeit der nationalsozialistischen Verbrechen läßt sich nicht leugnen*. In: Historikerstreit. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einmaligkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München 1987, S. 115-122.

Kiesel, Doron u.a. (Hg.): *„Wer zum Leben, wer zum Tod ...". Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto*. Frankfurt/M. 1992.

Korczak, Janusz: *Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto*. Göttingen 1996.

Kwiet, Konrad: *Rassenpolitik und Völkermord*. In: Benz/Graml/Weiß (Hg.), 1998, S. 50-65.

Kühn-Ludewig, Maria: *Lodz, Warschau, Wilna - Zeugnisse aus den Ghettos der NS-Zeit. Zu ihrer Überlieferung und Publikationsgeschichte in Deutschland*. In: Aschkenas 5 (1995), S. 181-193.

Loewy, Hanno/**Schoenberner**, Gerhard (Hg.): *„Unser einziger Weg ist Arbeit." Das Getto in Lodz 1940-1944*. Wien 1990.

Longerich, Peter: *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*. München 1998.

Meckl, Markus: *„Sie kämpften für die Ehre." Zur symbolischen Bedeutung des Warschauer Ghettoaufstandes*. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 46 (1998), S. 320-328.

Meed, Vladka: *Deckname Vladka. Eine Widerstandskämpferin im Warschauer Ghetto*.Hamburg 1999.

Michmann, Dan: *„Judenräte" und „Judenvereinigungen" unter nationalsozialistischer Herrschaft. Aufbau und Anwendung eines verwaltungsmäßigen Konzepts*. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 46 (1998), S. 293-304.

Perechodnik, Calel: *Bin ich ein Mörder? Das Testament eines jüdischen Ghetto-Polizisten*. Berlin 1999.

Pohl, Dieter: *Nationalsozialistische Judenverfolgungen in Ostgalizien 1941-1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens*. München 1996.

Pohl, Dieter: *Die Ermordung der Juden im Generalgouvernement*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 98-121.

Pohl, Dieter: *Polen und Juden unter deutscher Besatzung 1939-1945*. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 38 (1990), S. 255-260.

Pohl, Dieter: *Nationalsozialistischer Judenmord als Problem von osteuropäischer Geschichte und Osteuropa-Geschichtsschreibung*. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 40 (1992), S. 96-119.

Robel, Gert: *Sowjetunion*. In: Benz (Hg.), 1996, S. 499-560.

Rosh, Lea/**Jäckel**, Eberhard: *„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland". Deportation und Ermordung der Juden. Kollaboration und Verweigerung in Europa*. Hamburg 1990.

Sandkühler, Thomas: *„Endlösung" in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941-1944*. Bonn 1996.

Sandkühler, Thomas: *Judenpolitik und Judenmord im Distrikt Galizien, 1941-1942*. In: Herbert (Hg.), 1998, S. 122-147.

Scheffler, Wolfgang: *The Forgotten Part of the „Final Solution". The Liquidation of the Ghettos*. In: Simon Wiesenthal Center Annual 2 (1985), S. 31-51.

Scheffler, Wolfgang: *Holocaustforschung am Wendepunkt. Kritische Anmerkungen zur deutschen Ausgabe der „Enzyklopädie des Holocaust"*. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 3 (1994), S. 341-354.

Scheffler, Wolfgang/**Grabitz**, Helge: *Der Ghetto-Aufstand Warschau 1943 aus der Sicht der Täter und Opfer in Aussagen vor deutschen Gerichten*. München 1993.

Schneider, Wolfgang (Hg.): *„Vernichtungspolitik". Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland*. Hamburg 1991.

Schnur, Grigorij: *Die Juden von Wilna*. München 1999.

Schwarz, Gudrun: *Die nationalsozialistischen Lager*. Frankfurt/M. 1996 (1990).

Trunk, Isaiah: Judenrat. *The Jewish Councils in Eastern Europe under Nazi Occupation*. New York 1972.

Ueberschär, Gerd R.: *Der Mord an den Juden und der Ostkrieg*. In: Lichtenstein, Heiner/Romberg Otto R. (Hg.): Täter-Opfer-Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. Bonn 1997, S. 49-81.

Unger, Michael (Hg.): *The Last Ghetto - Life in the Lodz Ghetto 1940-1944*. Jerusalem 1995.

Wildt, Michael: *Die Lager im Osten. Kommentierende Bemerkungen*. In: Herbert/Orth/Dieckmann (Hg.), Bd. 1, 1998, S. 508-520.

Witte, Peter: *Zwei Entscheidungen in der „Endlösung der Judenfrage". Deportation nach Lodz und Vernichtung in Chelmno*. In: Theresienstädter Studien und Dokumente 1995, S. 38-68.

Yahil, Leni: *Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden*. München 1998.

Zimmermann, Michael: *Rassenmord und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage"*. Hamburg 1996.

Zimmermann, Moshe: *Die deutschen Juden 1914-1945*. München 1997.

Begriff

Ghetto

Erklärung des Wortes - Herkunft und Bezeichnung

Ghetto (Getto) [Italien: Herkunft umstritten, vielleicht von hebr. ghet = Absonderung, vielleicht von Italien. Getto = Gießerei (nach der Annahme, dass sich das Judenviertel von Venedig am Anfang des 16. Jh.s in unmittelbarer Nachbarschaft einer Kanonengießerei befand), vielleicht von Italien. ghetto = Gasse, ärmlicher Wohnbezirk], Bezeichnung für in sich geschlossene jüdische Wohnviertel, zuerst für Venedig belegt (1531), wo 1516 ein Ghetto gegründet worden war.
Als Minderheit zogen es Juden schon in der Antike (Rom, Alexandria) und im frühen MA vor, in Straßen oder in Stadtvierteln zusammenzuleben. Etwa seit dem Jahre 1000 wurden von christl. Seite Bestimmungen eingeführt, die das Zusammenwohnen von Christen und Juden verboten (Synoden von Narbonne [1050]. Breslau [1267], Valencia [1338], v.a. 3. Laterankonzil [1179]). Es entstanden nun Judenquartiere oder -gassen, die von allen Seiten mit Mauern umgeben und nachts durch Tore geschlossen wurden. Ghettos waren v.a. in Italien, Spanien, Portugal, Deutschland und Österreich anzutreffen. In der Zeit der Gegenreformation verstärkten sich die Tendenzen zur Segregation; so wurden etwa 1555 alle Juden Roms in ein streng gesondertes Quartier gebracht, das als letztes Ghetto erst 1870 geöffnet wurde.
Mit dem Aufkommen der Emanzipation und der Erlangung der Bürgerrechte entfiel in Europa für die Juden der Zwang, in Ghettos zu leben. Der „Ausbruch" aus dem jüd. Ghetto oder das „Verlassen" des Ghettos im 19. Jh. ist, geistesgeschichtliche gesehen, die Aufgabe auf gezwungener oder auch selbstgewählter Isolierung und das Streben nach politische Freiheit und Gleichheit sowie die Hinwendung und Teilnahme am allgemeinen Kulturleben. Auch im Bereich des Islams fanden sich in vielen Städten besondere Viertel, in denen Juden oder andere Minoritäten freiwillig oder gezwungen lebten. Die Einrichtung bestand bis in die Gegenwart.
In der Zeit des Nationalsozialismus wurden in den besetzten Ostgebieten (v. a. in Polen) in verschiedenen Großstädten (Warschau, Lodz, Wilna, Riga) die Juden in Ghettos ("Judenviertel", "jüdische Wohnbezirke") gezwungen, wo sie, zu Hunderttausenden zusammengefasst, zur Arbeit zwangsverpflichtet und von dort in die Vernichtungslager abtransportiert wurden. Im Warschauer Ghetto lebten bis zum Aufstand im April/Mai 1943 zeitweise bis zu 500000 Juden.
Der Begriff Ghetto bezeichnet heute, v. a. in der Soziologie, generell einen Ort, in dem rassische oder religiöse Minderheiten in aufgezwungener Segregation leben müssen, wobei nicht mehr nur an konkrete Örtlichkeiten zu denken ist, sondern auch an geistige und politische Unterdrückung (z. B. ,,schwarzes Ghetto" in den USA).

aus: *Meyers Enzyklopädisches Lexikon,* Mannheim, 1974

Didaktische Aufbereitung:

1. Um das Ganze zunächst neutral einzuführen „brain-storming": Die Schüler sollen aufzählen, was ihnen zum Wort „Getto" einfällt. Dies wird mit Stichworten an der Tafel festgehalten.
2. Daraus soll bereits ein Gespräch, eine Art Diskussion, entstehen.
3. Anschließend Information durch den Lehrer, wie es zu dem Begriff „Ghetto" kam.
4. Darauf folgt kurz die geschichtliche Entwicklung der Ausgrenzung der Juden bis zum Nationalsozialismus.
5. Nun können Texte aus den Gettos gelesen und erarbeitet werden. Daraus sollen die Schüler erkennen, wie sich jeweils Deutsche, Polen und Juden verhalten haben.
6. Zur Unterstreichung und zum besseren Verständnis:
   - Tonbandbericht von Überlebenden aus dem Warschauer Getto
   - Film aus einem der Gettos.

Doris Scherer

Baustein 1

Das Ghetto als Vorstufe zur Hölle

Calel Perechodnik: Bin ich ein Mörder? Ein Testament eines jüdischen Ghetto-Polizisten. Zu Kampen 1997.
Edgar Hilsenrath: Nacht. München, Zürich 3. Aufl. 1997

Klassenstufe:	**8 - 13, unterschiedlich für die einzelnen Kapitel, D/G/Ethik**
Zeitaufwand:	**je nach Auswahl der Themen: 1 - 10 Unterrichtsstunden**
Themen:	**Errichtung eines Ghettos** **Lebensbedingungen im Ghetto** **Vernichtungsstrategien** **Verhalten vom Menschen in der Extremsituation** **jüdische Ghetto-Polizei: Schuld durch Mitwirkung?**
Kombination:	**Hilsenrath: Nacht, 3 Textauschnitte (Baustein 2)**

Zur Einführung:
Wenn die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Unterricht behandelt wird, liegt es nahe, die Juden vorwiegend als Opfer zu sehen. Dadurch werden „die Juden" leicht zu einer unfaßbaren Masse, die sich einer Vorstellbarkeit entzieht. Das erschwert Schülern den Zugang zu diesem schwierigen Thema zusätzlich. Häufig bespricht man deswegen Einzelschicksale, z. B. das der Anne Frank, mit denen sich Jugendliche identifizieren können. Dabei gerät wiederum allzu leicht die unvorstellbare Massenhaftigkeit der Morde an den Juden aus dem Blickfeld.
Die beiden Bücher, die hier vorgestellt werden, ermöglichen einen anderen Zugang. Sie handeln von individuellen Personen, an denen die Zustände in den Ghettos des Ostens aus der Sicht der Opfer nachvollziehbar werden. Dem Weg der osteuropäischen Juden in die Vernichtungslager ging zumeist ein längerer Aufenthalt in den Ghettos voraus. In diesen Büchern bleiben die Opfer individuelle Menschen inmitten der mit ihnen Leidenden.
Nicht unproblematisch ist es, den heutigen Schülern aus dem Volk der Täter Berichte vorzulegen, in denen auch die häßlichen Seiten im Verhalten der Opfer schonungslos angesprochen werden. Es war erst die Vorstellung des Buches von Perechodnik durch einen Vertreter der Gedächtnisstätte Yad Vaschem in Jerusalem, Dr. Gideon Greiff, die mich ermutigt hat, dieses Buch zu empfehlen. Denn die Juden treten hier als sehr normale Menschen auf - mit individuellen Stärken und vielen menschlichen Schwächen.

Eine Bemerkung zur historischen Sichtweise:
Häufig wird bei der Behandlung der Judenverfolgung vornehmlich der Weg der westeuropäischen Juden in die Lager und in den Tod besprochen. Die Völker Osteuropas haben mit der deutschen Besatzung und mit den Ghettos davon abweichend Schicksale erlebt: der lange Aufenthalt in den quasi selbstverwalteten Ghettos. Jetzt, wo sich Europa nach Osten öffnet, ist es wichtig, die die Erinnerung prägenden schlimmen Erfahrungen dieser Völker in unser Wissen mit einzubeziehen. Wer jetzt als Deutscher nach Osteuropa kommt, sollte davon Kenntnis haben.

Didaktische Überlegungen:
Ein Lehrer, der das Thema „Judenverfolgung - Ghetto" behandeln möchte, muß wohl zu Beginn ausführlich abfragen, was die Schüler an Wissen mitbringen. Im Gespräch kann er dann versuchen, etwas wie Ordnung in ihre Vorstellungen zu bringen. Es ist dazu ein Gerüst an Jahreszahlen zwischen 1933 und 1945 nötig, denn erschreckend Vieles ist den Schülern heute nicht mehr selbstverständlich bekannt. Ein solches Gerüst kann gemeinsam in der Klasse erstellt werden; am einfachsten anhand des Geschichtsbuches.
Wegen der schonungslosen Ehrlichkeit der Meinungsäußerungen in den Texten sowie der bisweilen sehr harten Art der Darstellung der Ereignisse ist ein behutsames Umgehen mit manchen Texten ratsam.

Die 13 vorgestellten Textauszüge können der Reihe nach gelesen werden. Sie ergeben ein Bild des Ghettos in den schlimmen Jahren der deutschen Herrschaft im Osten. Es umfaßt verschiedene Aspekte: von der vorwiegend sachlich-rationalen Verarbeitung des Schreckens, vor allem bei Perechodnik, bis hin zu den mehr emotionalen Schilderungen bei Hilsenrath.
Aber es können auch einzelne Kapitel herausgegriffen werden: z. B. Bereicherung an jüdischem Vermögen in I,3, oder die alle Aktivitäten lähmende, weil schleichende Einschließung ins Ghetto in I,4. Der Text II,2 spricht von der Härte, die das Leben im Ghetto beherrscht, die Texte II,5+6 veranschaulichen das kaum nachvollziehbare Ausmaß von Trostlosigkeit an solchen Orten. Sie alle geben Anstöße zur Beschäftigung mit dem Thema Ghetto im Osteuropa der NS-Zeit.

Was wollen wir erreichen?
Das Ziel einer solchen Unterrichtseinheit geht über das ehrende Gedenken an die Opfer hinaus. Mit diesen beiden Büchern können wir der nachwachsenden Generation immer wieder vor Augen führen, wozu Menschen fähig sind; nicht nur die Täter - auch die Opfer. Es geht nicht so sehr um „die Deutschen", „die Juden" oder „die Polen". Es geht um die Realität menschlichen Elends, das schon lesend wahrzunehmen schwerfällt. Elend, das Menschen physisch und moralisch kaputt macht. Auch diese Seite kann und soll besprochen werden.
Verantwortungsbewußt eingesetzt können die Berichte aus dem Vorhof der Hölle den Schülern deutlich machen, daß die scheinbare Selbstverständlichkeit ihres Seins ein gefährliches Trugbild ist; denn die Hölle gab es auch bei uns, vor gar nicht so langer Zeit. Und hat sich die Menschheit geändert? - wir brauchen nur ins ehemalige Jugoslawien zu sehen.
Als Ergebnis der Behandlung könnte die Frage gestellt werden, was die Voraussetzungen dafür sind, daß wir es so viel besser haben als die Menschen damals. Verdanken wir unsere Sicherheit und unseren Wohlstand dem Zufall? Sind sie Verdienst? Haben sie etwas mit demokratischen Grundrechten zu tun? Sind sie so selbstverständlich und zuverlässig, wie sie uns zu sein scheinen? Und auf die Gegenwart angewandt kann man darauf hinweisen, daß es Vergleichbares heute noch gibt; Ghettos und Vernichtungslager sind nicht Vergangenheit. Die Beschäftigung mit den Schrecken der Vergangenheit kann niemals Selbstzweck bleiben, sie soll den Blick schärfen für eine Welt, die immer gefährdet ist. Und eines sollten wir als Lehrer immer deutlich machen: die schrecklichen Verhältnisse sind von Menschen willentlich erzeugt worden. Ein jeder gestaltet die Welt, in der er lebt, durch sein Tun wie sein Nichttun mit; der eine mehr, der andere weniger. Die Weichen werden früh gestellt, bevor der Zug kommt; wenn der Zug da ist, ist es zu spät.

Calel Perechodnik, nach seinem Selbstverständnis ein Pole jüdischen Glaubens, ist im Warschauer Ghetto umgekommen. Er hat dort einen Bericht niedergeschrieben, dessen erster Teil wie durch ein Wunder erhalten geblieben ist und jetzt von Yad Vaschem als Buch herausgegeben wurde, auch in Deutsch. Das Buch beginnt mit einem Rückblick auf sein Leben im Ghetto von Otwock (gesprochen Otwotzk), einem Städtchen ca. 25 km südöstlich von Warschau. Sodann beschreibt er tagebuchartig den Alltag im Ghetto von Warschau bis zum Oktober 1943. Der Rest ist verloren.
Das Thema, das ihn zutiefst bewegt, ist die bohrende Frage nach dem Verhalten der Juden den Deutschen gegenüber nach dem Einmarsch in Polen 1939. Genauso quält ihn die Auseinandersetzung mit seinem eigenen Verhalten: er ist wohlmeinend in die Ghetto-Polizei eingetreten, teils um die Zustände durch Mitwirkung zu mildern, teils um für sich und seine Familie scheinbare Sicherheit zu gewinnen. Er war 1939 ein junger Mann, glücklich verheiratet. 1942 mußte er in seiner Funktion als Polizist seine Frau und seine zweijährige Tochter ins Todeslager Treblinka schicken, während er selbst, vorläufig, verschont blieb. Das empfindet er als größtes persönliches Versagen und zugleich als Versagen der Juden ganz allgemein, die den Deutschen das furchtbare Werk leicht, und damit erst möglich gemacht haben. Er artikuliert sein Erschrecken über den ungenierten Opportunismus der Polen - aber auch seinen ungebrochenen Haß auf „die Deutschen".

Edgar Hilsenrath schreibt als Überlebender einen Roman. Er handelt vom Leben und Sterben Raneks und spielt in einem fiktiven Ghetto Prokow im Sommerhalbjahr 1942. Er beschönigt nichts. Er schildert „die Juden" als Menschen, die sich gegenüber der Härte ihres Schicksals unterschiedlich verhalten. Ohnmacht, Angst und Hunger wirken verheerend auf die Betroffenen; und es zeigt sich, daß „die Juden" unter dem maßlosen Druck dieser Verhältnisse keine Heroen sind, sondern ganz normale Menschen - mit vielen, auch sehr häßlichen Verhaltensweisen. Er läßt offen, welche moralischen Maßstäbe in einem Ghetto dieser Art für das Verhalten der Menschen letztlich noch Gültigkeit haben.

Erläuterungen zu den Texten:

Teil I: Perechodnik: Bin ich ein Mörder?

zu Text 1 - Ein polnischer Jude

Hier stellt sich der Autor, am Anfang des Buches, als ein „normaler" bürgerlicher Pole jüdischen Glaubens vor, der sich mit Politik nicht allzu viel beschäftigt hat und nun, 1939, von den Schrecken der neuen Situation überrascht wird. Er macht sich Vorwürfe, denn er kann zum Zeitpunkt der Niederschrift seine damalige Haltung nur verurteilen. Dabei gründete sie doch auf den hehren Idealen der Aufklärung.

Eine Besprechung dieses Abschnitts könnte von der Vorstellung Perechodniks ausgehen, alle Deutschen sollten nach ihrem Tode in der Hölle „schmoren". Das wird deutsche Schüler stören oder gar verletzen. Über die Frage, wie es zu diesem Wunsch kommen konnte, kann der Lehrer Vorkenntnisse und Fragen sammeln und so stückweise die Lebensumstände klarmachen, unter denen ein polnischer Jude jener Zeit zu solchen Wunschvorstellungen gekommen ist.
Hervorzuheben wäre der Optimismus des letzten Satzes (die Hoffnung auf einen Fortschritt im Sinne der Aufklärung), der dem naiven Zukunftsoptimismus vieler unserer Schüler nicht unähnlich ist. Hier wird seine Gültigkeit in Frage gestellt. Daraus könnte sich eine Diskussion in der Klasse entwickeln, die die Erfahrungen im ehemaligen Jugoslawien mit einbezieht. Wie sicher kann man sich darauf verlassen, daß immer alles im Leben gut weiter geht?

zu Text 2 - Erste Umsiedlungen

1939 wird Polen von den Deutschen überfallen und es beginnen schlagartig brutale Verfolgungen der Juden. Perechodnik gibt in diesem Text wider, was in seiner Heimatstadt Otwock von den ersten Umsiedlungen in ihrer Unmenschlichkeit bekannt wurde.

Dieser Abschnitt macht die Härte deutlich, denen sich die bis dahin friedlich lebenden Juden von jetzt an ausgesetzt sehen. Man wird den Schülern die Frage vorlegen können, wie sie als Bewohner einer benachbarten Stadt auf eine solche Nachricht reagiert hätten. Im Zusammenspiel mit den Antworten der Schüler wird der Lehrer die weiteren Umstände aufzeigen können, die damals in Polen herrschten. Es wird nicht einfach sein, unseren Schülern die unausweichliche Härte der Situation zu verdeutlichen, in der sich die bisher bürgerlich „normal" lebenden jüdischen Polen plötzlich befanden und in der sie sich nun zurechtfinden mußten. Der Lehrer kann die Schüler bitten, sich Handlungsalternativen auszudenken - und diese Gedanken dann auf ihre Realitätsnähe hin mit ihnen durchsprechen: Flucht? Wohin? Mit welchen Konsequenzen? Widerstand? Mit welchen möglichen Folgen? Hoffnung? Worauf? Und mit welcher Wahrscheinlichkeit?

zu Text 3 - Juden - Polen

Die Juden lebten als starke Minderheit in einer polnischen Umwelt. Wir wissen, daß die Polen ebenfalls Opfer der NS-Aggression wurden. Perechodnik sieht aus seiner Situation heraus nicht deren Leiden, sondern ihr Verhalten den ausgegrenzten Juden gegenüber. Sie plündern sie, mehr oder weniger versteckt, aus.

Die Polen kannten die deutsche Haltung gegenüber den Juden. Jedermann konnte sich vorstellen, was mit den Juden auf die Dauer geschehen würde. Sie würden bald aller Lebensrechte beraubt werden. War das Streben der Polen nach Bereicherung verständlich oder unmoralisch? Im Klassengespräch können Argumente zusammengetragen werden: Haben die Polen in dieser Situation ganz normal eine günstige Chance ergriffen oder haben sie sich an einem Verbrechen beteiligt? Welche Verhaltensspielräume gab es für die Polen? Konnten Sie Juden unter Gefahr ein Versteck anbieten? Oder Juden nicht anzeigen, wenn diese versuchten, unerkannt unter den Polen zu leben? Oder so viel wie irgend möglich von den jüdischen Vermögen (Möbeln, Kleidung und vor allem Geld) an sich bringen, weil sonst andere (Polen und Deutsche) ja doch alles an sich nehmen würden?
Hier ist der Hinweis auf vergleichbare Vorgänge in Deutschland möglich, wie sie Ende 1998 an die Öffentlichkeit gelangten: Stichwort „Arisierung" oder die öffentliche Versteigerung jüdischen Besitzes nach dem Abtransport der Juden in Deutschland.
(Siehe den Zeitungsbericht aus der Frankfurter Rundschau)

zu Text 4 - Einrichtung des Ghettos

Perechodnik schildert, unter welchen Umständen die Juden von Otwock 1940 aufgefordert wurden, ins Ghetto umzuziehen. Dort versuchen sie, so „normal" wie möglich zu leben. Die Lebensbedingungen verschärfen sich erst allmählich. Er selber hält es für sinnvoll, in die Ghetto-Polizei einzutreten. Judenräte mildern die Situation scheinbar. Er stellt sich die bittere Frage, ob die Juden die Situation nicht nüchterner hätten beurteilen sollen - der Tod aller war doch vorgezeichnet.
In diesem Textteil spricht Perechodnik neben der wachsenden Brutalität der Deutschen einen anderen Aspekt an: die Unterschiede zwischen armen und reichen Juden. Die Deutschen nutzen die sozialen Unterschiede unter den Juden aus und bereichern sich dabei schamlos - sie verlangen immer wieder Geld und Gold von den reichen Juden gegen Schutzversprechen, die sie nicht einhalten werden; sie lassen die Reichen in dem Glauben, sie würden verschont, und untergraben damit eine Solidarisierung der Juden untereinander erfolgreich. Letztlich kommen alle gleichermaßen brutal um; die einen etwas früher als die anderen.

Die Bedeutung von Solidarität und von Widerstandsmöglichkeiten kann an dieser Stelle besprochen werden - und auch die Neigung der Menschen, allzu schnell erwünschten Versprechungen zu glauben. Wäre es sinnvoll gewesen, den Armen wirkungsvoller zu helfen? Bis heute wird das Problem der Ghetto-Polizei und der Judenräte unter Juden kontrovers diskutiert. Für viele Überlebende ist es ein existenzielles Problem bis heute. Haben sie Schlimmeres verhindert? Haben sie bloß ihren kurzfristigen Vorteil gesucht? Haben sie den Henkern geholfen? An den Argumenten für und wider kann die Schwierigkeit aufgezeigt werden, unter bestimmten Bedingungen zwischen gut und schlecht zu unterscheiden. Perechodnik fühlt sich schuldig - mit Recht?

zu Text 5 - Unvorstellbares Morden

Die Kunde von Massenmorden ab 1942 dringt ins Ghetto. Was fängt die Welt, was fängt der Einzelne mit solchen Meldungen an? Was ist aus den kulturellen Errungenschaften der Menschheit geworden? Der Mord an einem Menschen, der einem nahesteht, ist unvorstellbar - was denkt man, wenn man von 60.000 Ermordeten hört?

Wie geht man mit dem Unvorstellbaren um? Zu welchem Ausmaß an Unmenschlichkeiten sind normale Menschen fähig? Was machen wir mit den Berichten aus den Elends- und Kriegsgebieten der Welt? Die Juden von Otwock haben weiterhin gehofft, an ihnen würde dieses Schicksal vorübergehen. War das unvernünftig? Oder war das die einzige ihnen verbleibende Möglichkeit, um wenigstens eine Zeitlang weiterleben zu können? Oder hat dieses Weiterlebenwollen jeden Gedanken an einen Aufstand erstickt? Darüber wird man diskutieren können.

zu Text 6 - Die „Leistungen" der Deutschen

In einer Mischung aus ironischer Bewunderung und verzweifeltem Abscheu listet Perechodnik die Schwierigkeiten auf, die die Deutschen „meistern" mußten, um das ungeheure Vernichtungswerk, die Vernichtung aller Juden, mit geringem Aufwand und minimalem Aufsehen möglichst vollständig zu vollbringen. Er spricht vom „grausamen Einfallsreichtum" der Deutschen, der den Teufel selbst beschämen muß.

Der Lehrer kann die 13 Erfolgs-Bedingungen mit den Schülern durchgehen und überlegen, was sie jeweils bezweckten und wie sie erfüllt wurden. Des Autors Gedanken kreisen immer wieder um die Frage, die auch junge Menschen in Israel stellen: Wie war das alles möglich, warum haben sich die Juden nicht gewehrt? Und sein ganzes Buch ist der Versuch einer Antwort auf diese Frage: er schreibt dazu (auf Seite 50): *„Eigentlich sind es weder Dummheit noch Naivität. Es ist der Glaube der Juden an die kulturellen Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts, es ist das Unverständnis gegenüber der Blutrünstigkeit der Hunnen, die sich allen menschlichen und christlichen Regeln widersetzen. Das alles blendet die Juden und verdummt sie komplett. Es wundert mich nicht, denn man müßte schon den Teufel in sich haben, um den Lauf der Dinge vorhersehen zu können, und die Deutschen agierten schlau."*
Die real mögliche Brutalität des Menschen (der Deutschen) war dem gebildeten Europäer Perechodnik nicht vorstellbar. Ohne die jüdische Mitarbeit hätten die Deutschen es nicht geschafft, an die 6 Millionen Juden zu ermorden. Mit welchen Argumenten und Kniffen haben es die Täter geschafft, die Opfer zur Mitarbeit an ihrer eigenen Vernichtung zu bewegen? Aber wie verhält man sich richtig einer unvorstellbar brutalen, absoluten Macht gegenüber?

zu Text 7a - Die große Deportation

Der dramatische Höhepunkt der Schilderungen Perechodniks ist die Darstellung, wie er selber ohnmächtig und verzweifelt an der Deportation seiner eigenen Frau teilnimmt, und sich damit, wie er glaubt, mitschuldig macht. Im Ghetto von Otwock haben am 18.8.1942 nahezu alle geahnt, daß sie unmittelbar vor der Deportation stehen. Alle haben ihre Rucksäcke gepackt, manche, darunter auch seine Frau, haben sich versteckt, obgleich den Polizisten und ihren Familien von den Deutschen versprochen worden war, daß sie verschont würden. Perechodnik bewegt seine Frau, auf den allgemeinen Sammelplatz zu gehen, weil er dem Versprechen der Deutschen vertraut. Als deutlich wird, daß sie betrogen wurden, bittet ihn seine Frau, für sich und das Kind Gift zu besorgen, was mißlingt.
Die jüdischen Polizisten müssen selbst die Waggons verriegeln, in denen ihre Mitbürger und Angehörigen eingepfercht sind. Dann müssen sie das geleerte Ghetto aufräumen und die versteckten Juden suchen und ausliefern. Und sie tun das in der verzweifelten Hoffnung, dadurch vielleicht überleben zu können.

Im Original ist der Bericht ausführlicher, mit vielen einprägsamen Details. Aber schon dieser gekürzte Bericht ist geeignet, an einem konkreten Einzelfall den Ablauf einer solchen Aktion zu zeigen, wie die Deutschen sie vielfach geplant und durchgeführt haben. Warum funktioniert alles so reibungslos? Was hindert die Menschen, sich dem tödlichen Spiel zu widersetzen? Würden junge Menschen von heute sich wirklich anders verhalten als die Juden von Otwock damals? Vielleicht kann mit der Klasse auch die - hypothetische - Frage erörtert werden, was sich wohl die deutschen Befehlsgeber in dieser Situation gedacht haben könnten; und wie werden die Täter wohl heute, über 50 Jahre nach der Tat, über die - verbrecherische - Aktion von damals denken? Könnte/sollte einer der deutschen Beteiligten vor Gericht verurteilt werden? Es stellen sich viele Fragen, von denen je nach der Situation in der Klasse sicher nur die eine oder andere angegangen werden kann. Aber den Brückenschlag zum Heute sollte man wohl nicht ganz auslassen.

Bei dieser wie bei allen ähnlichen Aktionen traten „die Deutschen“ meistens nur als die Oberherren auf, die eigentliche „Drecksarbeit“ ließen sie von ukrainischen Hilfspolizisten erledigen. Über die vielfältigen Motive dieses Handelns kann man die Schüler spekulieren lassen. Ein paar mögliche Antworten können dem voranstehenden Text 6 entnommen werden.

zu Text 7b: Das Ende

Perechodnik stellt sich das weitere Schicksal seiner Frau in der Phantasie in vielen Einzelheiten vor. Das ergibt erschütternde Bilder vom Weg in den Tod in der Gaskammer. Unbeteiligt daneben stehen die Deutschen. Offensichtlich wußten die Juden sehr genau, was mit den Deportierten geschehen würde. Aber was nutzte ihnen dieses Wissen?

Schülerinnen und Schüler von heute haben kaum noch Zugang zu der Unerbittlichkeit des Lebens. Fernsehsendungen gaukeln ihnen gefährliche Träume vor: der Held kommt dabei immer unbeschädigt davon. Folglich neigen sie zu der Illusion, auch ihnen könne eigentlich nichts ernstlich Böses passieren. Vielleicht ist es ratsam, diesen Text aus sich selbst wirken zu lassen, er ist dicht und anschaulich genug. Wenn keine Bemerkungen oder Fragen aus der Klasse kommen, auf die eingegangen werden muß, sollte der Lehrer eher versuchen, ein neues, verwandtes Thema anzuschneiden: vielleicht die Frage, wie man mit den Menschen umgehen sollte, die heute noch versuchen, die Verbrechen von „Auschwitz” zu leugnen. Oder auf die Frage, ob man einen Kriegsverbrecher von damals, der heute über 80 Jahre alt ist, noch vor Gericht bringen darf? Oder die zur Zeit aktuelle Frage, ob und wie die Menschen, die all die Schrecknisse überlebt haben, entschädigt werden sollen - und von wem? Dabei kann es nur darum gehen, solche Fragen allenfalls anzureißen; sind sie doch in sich reichlich kompliziert. Aber sie ermöglichen ein Weiterdenken über das Erfahrene hinaus in die Gegenwart hinein.

Ein Ziel dieser Unterrichtseinheit könnte sein, das Wissen davon zu erhalten, daß politische und wirtschaftliche Entwicklungen, die von Menschen zu verantworten sind, Lebenswege begünstigen oder zerstören können - und daß Sicherheit und Wohlstand keineswegs selbstverständlich sind.

Teil II: Edgar Hilsenrath: Nacht

In Hilsenraths Roman erleben wir, wie eine zentrale Person, Ranek, den Sommer 1942 in einem Getto (im Buch immer ohne 'h' geschrieben) ums Überleben kämpft. Das fiktive Getto Prokow liegt in der Ukraine. Es ist eine durch den Krieg verwüstete Stadt. Nach dem Abzug der Deutschen nehmen die Rumänen die Rolle der Unterdrükker ein.
Die Grundgegebenheiten in diesem Getto sind einfach und eindeutig: Es gibt keine Arbeit und damit keine Möglichkeiten, Geld zu verdienen; Lebensmittellieferungen ins Getto sind nicht erlaubt. Die wenigen vom Krieg verschonten Häuser sind bis an die Grenze des Unvorstellbaren überfüllt. Glücklich und „tüchtig" muß sein, wer nachts ein Dach über dem Kopf haben will. Es gibt keinerlei Ordnung und kein Recht, keine Ordnungsmacht - es gibt nur die allgegenwärtige Todesgefahr, zum Teil absolute Willkür, zum Teil nach der Regel: Wer irgendwie auffällt oder nachts außerhalb eines Hauses aufgegriffen wird, wird deportiert. Wie überleben Menschen unter solchen Bedingungen? Sie leben vom Verkauf dessen, was sie mitgebracht haben. Wenn das letzte entbehrliche Kleidungsstück, meistens die eigene Unterwäsche, gegen Lebensmittel eingetauscht ist, bleiben als Möglichkeiten des Überlebens nur Dienstleistungen bei denen, die noch Vermögen haben, oder Diebstahl oder Verhungern - wenn nicht der Fleck-Typhus vorher dem Leben ein Ende setzt. Einige betreiben einen lebensgefährlichen Handel über die Gettogrenze hinaus mit den Bauern der Ukraine und können damit - solange sie etwas haben, das sie den Bauern anbieten können, und solange sie nicht erwischt werden - relativ gut leben. Das System ist aufs Umkommen aller angelegt.
Erstaunlicherweise hat sich keine Mafia gebildet, keine organisierte Gewalt. Alle halten sich, zumindest nach außen hin, an einen bürgerlichen Moralkodex, gepaart mit Zynismus. Fast durchweg verfallen die Menschen in einen Zustand eines durchgängigen Egoismus. Eine Ausnahme ist Debora, die Schwägerin von Ranek, die am Ende des Romans ein Waisenkind zu sich nimmt. Aber auch sie hat keine Chance zu überleben.
Die Unausweichlichkeit der Lebensbedingungen läßt scheinbar wenig Spielraum zu eigenen Entscheidungen - und doch handelt der Roman von Ranek, der nicht aufgibt, sondern immer wieder nach neuen Möglichkeiten sucht, um über den jeweiligen Tag zu kommen. Aber auch er kommt am Ende jämmerlich um.
Die Reduktion alles Menschlichen im Angesicht von Hunger, Krankheit und Tod sind das eigentliche Thema dieses Buches. Es entsteht vor unseren Augen etwas wie eine Gegenwelt zu der unsrigen; zugleich ein überraschend vielfältiges Bild vom Leben in einem Getto. Die Unvorstellbarkeiten dieser Art des Lebens machen das Phänomen verständlich, daß die Überlebenden nach der Befreiung oft nicht erzählen konnten, was sie erlebt hatten. Erst jetzt, 50 Jahre später, fangen einige Überlebende an zu erzählen - den Enkeln.

zu Text 1 - Vorstellung des Gettos

Mit diesem Abschnitt beginnt der Roman. Der Text macht die Lebensumstände im Getto deutlich. Ranek ist schon lange im Getto, war geschnappt und in ein Arbeitslager verschleppt worden und ist von dort geflohen. Er kommt nun zurück in sein bisheriges „Zuhause": ein Zimmer voller Sterbender und Toter.

Vielleicht sollte man diesen Text den Schülern nicht gleich in die Hand geben sondern ihn zunächst nur vorlesen. Sehr viele unserer Vorstellungen, was sein darf und was nicht, werden in diesem Romananfang in Frage gestellt. Hier gelten andere moralische Gesetze. Eine Auflistung der Umstände, die uns ungewohnt, ja ungehörig, erscheinen, könnte das Gespräch einleiten.
Stichworte: Übernachtung, Kleidung, Krankheit, Pietät - Lebenswille.

zu Text 2 - Freds Goldzahn

Eine harte Geschichte: Fred, Raneks Bruder, ist an Flecktyphus und Entkräftung gestorben. Sofort in der Nacht noch schlägt ihm Ranek mit einem dafür ungeeigneten Hammer den Goldzahn aus, Debora, Freds Frau, sitzt bei dieser Schändung daneben. Sie wehrt dem Geschehen nur zaghaft, denn sie weiß um seine Notwendigkeit. Aber sie wird Ranek für eine Zeitlang zu ihrem Nachteil verlassen, denn er ist ein guter Organisator von Lebensmitteln. Die Lebensbedingungen im Getto müssen mit den Schülern besprochen sein, bevor ihnen diese Geschichte vorgelegt wird, damit bei ihnen weder Ekel noch Sadismus aufkommen. Die Regeln von Logik und Anstand verändern sich, wenn der Überlebenskampf pietätfreies Nutzendenken erfordert. Die Gettobewohner sind erst vor kurzer Zeit aus ihren bürgerlichen Selbstverständlichkeiten herausgerissen worden, sie waren bis vor kurzem kultivierte Menschen - wie wir. Hätte Ranek aus Rücksichtnahme den Goldzahn seines Bruders dem Zimmergenossen, „der Rote" genannt, überlassen sollen? Was geht in Debora vor, wenn sie mitansehen muß, wie ihr eben gestorbener Mann so widerlich behandelt wird?

zu Text 3 - Ranek und Debora: Schuld?

Ranek und Debora sind nach den Ereignissen der Nacht (Text 2) eine Zeitlang getrennter Wege gegangen. Als Ranek hört, daß Debora vor Hunger in der Stadt umgefallen ist, schickt er einen Zimmergenossen, der Debora zu ihm zurückbringen soll und dafür eine gekochte Kartoffel bekommt. Er selbst kann zur Zeit das Zimmer nicht verlassen, weil er ein paar Lebensmittel hat, die er bewachen muß. Es kommt zu einem Gespräch zwischen ihnen über die Nacht mit dem Goldzahn.
Warum teilt Ranek mit Debora das Essen? Ist es Zuneigung oder Menschlichkeit oder Eigennutz - oder das Bedürfnis nach menschlicher Nähe? Nicht alle Menschen sind zu verhärteten Rohlingen geworden. Aber wieviel Menschlichkeit ist in solchen Zeiten möglich? Teilen kann das vorzeitige Verhungern bedeuten. Was ist wichtiger? Essen oder Zuneigung?

zu Text 4 - „Glück" im Getto?

Zwischen Ranek und Debora wächst ein fast rührend zu bezeichnendes Vertrauensverhältnis, das als ganz ungewöhnlich beschrieben wird. Es kommt zu einem heftig aufwallenden Glücksgefühl zwischen beiden, fast eine Liebesszene im Angesicht des sicheren Endes. In ihnen bricht eine ungestüme Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft auf.
Hier wird keine Situation geschildert, die geeignet ist, „Glück" zuzulassen. Wodurch entsteht in ihnen dieses Glücksgefühl? Warum zweifeln sie daran? Was bringt es ihnen? Gerade dieser Text macht deutlich, daß auch unter den schrecklichsten Bedingungen Menschen menschlich bleiben können: in Zuneigung und Ungewißheit. Braucht Glück günstige Umstände?

zu Text 5 - Typhus

Bald darauf, es ist Herbst, bricht in dem Zimmer, das Ranek und Debora (mit ca. 20 anderen) bewohnen, Typhus aus. Sie teilen das Zimmer durch eine Holzwand in zwei Teile; über die Trennwand werfen sie die Erkrankten, im vorderen Teil leben die - noch - Gesunden weiter. An Behandlung ist nicht zu denken. Doch die Barriere hält die Krankheit nicht auf. Ranek und Debora verlassen die „sichere" Unterkunft und hoffen irgendwo anders unter zu kommen. Sie müssen wählen: entweder das „sichere" Dach über dem Kopf im typhusverseuchten Zimmer, oder die nahezu aussichtslose Suche nach einer neuen Unterkunft. Eine vage Hoffnung gibt ihnen Kraft, auch wenn sie noch so fragwürdig ist. Solange sie noch etwas wollen, „Ansprüche haben", und wenn es nur der Wille ist, nicht „in den Büschen" zu nächtigen, wo sowohl das Herbstwetter wie die Razzia sie bedroht, haben sie das Gefühl, noch nicht ganz verloren zu sein.
Es gibt Abstufungen im Elend. Und bei jeder Stufe, die abwärts führt, hat der Betroffene den Eindruck, vorher sei es schön gewesen. Solche Stufen kann man von den Schülern ganz allgemein herausarbeiten lassen. Wie geht man mit einem Unglücksfall um?

zu Text 6 - Debora und das Kind

Wenig später bekommt auch Ranek Flecktyphus und verendet - man kann es nicht anders nennen - jämmerlich unter derselben Treppe, unter der sein Bruder Fred gestorben ist. Debora irrt alleine in die Stadt, schwankend zwischen Hoffnung und Irresein. Sie hat das Kind einer anderen Frau auf dem Arm, die am Typhus umgekommen ist. Damit endet der Roman.
Diesen Schluß des Romans wird man nur vorlesen dürfen, wenn man weiß, daß die Schüler bereit sind, auch erschütternde Emotionen zuzulassen. Andernfalls wird man dieses Ende besser vorsichtig nacherzählen. Man wird den Text jedenfalls nicht „besprechen" können, allenfalls auf Fragen eingehen. Aber um die Schüler nicht mit ihren Emotionen allein zu lassen, könnte es sinnvoll sein, sie Stichworte zu dem Text auf einen Zettel schreiben zu lassen, die man dann je nach der Situation besprechen kann oder auch nicht.

In diesem Roman wird nicht das grausam harte, von Peitschen getriebene Ende von Menschen beschrieben - Stichwort „Auschwitz" -, sondern ein allmähliches, hoffnungsloses Zugrundegehen. Es ist nicht sicher, ob sich Jugendliche von heute dem aussetzen mögen. Dazu fällt mir der Ausspruch einer Jüdin ein, die Auschwitz überlebt hat: „Ihr glaubt, die Erzählung nicht ertragen zu können, wir haben das alles so erleben müssen".

Peter Reinhardt

Calel Perechodnik: Bin ich ein Mörder?

Text 1 - Ein polnischer Jude

Ich, Calel Perechodnik, Ingenieur der Agronomie, der ich den Typus des durchschnittlich gebildeten polnischen Juden verkörpere, werde mich bemühen, den Werdegang meiner Familie während der deutschen Okkupation zu beschreiben.

Es sind die Memoiren eines Juden. Im Grunde genommen ist es die Beichte meines Lebens, eine aufrichtige und ehrliche Beichte. Doch leider glaube ich nicht an die Absolution durch Gott, und unter den Menschen gibt es einzig nur meine Frau, die mir vergeben könnte - die es aber nicht tun sollte. Sie lebt nicht mehr. Sie kam ums Leben wegen des deutschen Vandalismus und im besonderen Maße wegen meines Leichtsinns. Ich bitte daher, diese Memoiren als letzte Beichte zu betrachten. Ich gebe mich keinen Illusionen hin, denn früher oder später werde auch ich das Los aller Juden aus ganz Polen teilen. ... Ich habe schon so viele Hinrichtungen gesehen, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um Einzelheiten meines eigenen Todes zu sehen.

Ich bitte nicht um Absolution; wenn ich an Gott, an Himmel, an Hölle, an Belohnung oder Strafe nach dem Tode glaubte, würde ich überhaupt nicht schreiben. Mir genügte die Gewißheit, daß alle Deutschen nach dem Tod in der Hölle schmoren werden. Aber leider, beten - kann ich nicht, zu glauben - vermag ich nicht! Folglich bitte ich die ganze demokratische Welt, die Engländer, Amerikaner, Russen, die Juden in Palästina, daß sie unsere Frauen und Kinder rächen mögen, die in Treblinka verbrannt wurden. Wir Judenmänner sind es nicht wert, gerächt zu werden! Wir sind durch eigene Schuld gefallen.

Ich wurde in Warschau am 8. September 1916 geboren, in die Familie sehr durchschnittlicher, gewöhnlicher Juden aus der sogenannten Mittelschicht. Es waren ehrliche Leute, mit einem großen Familiensinn. Obschon ich nicht besonders religiös war, glaubte ich damals an Gott, ich glaubte an den historischen Auftrag des Judentums, Kultur unter den Völkern der Welt zu verbreiten. Ich war gleichermaßen stolz auf Spinoza, auf Einstein und andere jüdische Geistesgrößen.

Über den Antisemitismus dachte ich nicht besonders nach. Ich war der tiefen Überzeugung, daß mit dem gesellschaftlichen Fortschritt und der Zunahme der zivilisatorischen Errungenschaften der Menschheit der Antisemitismus automatisch aussterben müßte, und ich war überzeugt, daß sich die Menschheit in ihrer Entwicklung immer mehr den Idealen der Französischen Revolution - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - annähern wird.

Text 2 - Erste Umsiedlungen

Aus den meisten Kleinstädten wurden die Juden ausgesiedelt. Die Aussiedlung erfolgte auf wahrhaft barbarische Weise. Ich weiß, wie es in Nasielsk gewesen ist. Die Deutschen haben die Stadt umringt und gaben bekannt, daß jeder Jude mitsamt seinem Gepäck auf dem Platz zu erscheinen habe. Dort hat man den Juden das Gepäck weggenommen, sie selbst wurden in die Synagoge getrieben, wo sie zusammengepfercht vierundzwanzig Stunden stehen mußten. Einer Frau, die zu spät auf den Platz kam, befahlen die Deutschen, sich auszuziehen und in der Synagoge vor der Menge zu tanzen. Solche und ähnliche Entgleisungen waren an der Tagesordnung. Als nächstes wurden die Juden zum Bahnhof getrieben und wie Vieh in Güterwagen verladen. In geschlossenen Wagen wurden sie acht Tage herumgefahren, ohne Essen und Trinken. Was mußte sich in diesen Wagen abgespielt haben. Wieviele Kinder sind dort erstickt, wieviele verhungert, das möge jeder für sich ergänzen.

Text 3 - Juden - Polen

Wie war das Verhältnis der Polen zu den Juden in jener Zeit?

Die Phase der Brüderlichkeit aus der Vorkriegszeit und des Kriegsanfangs war vorbei. Doch ich kann nicht sagen, daß das Verhältnis feindselig geworden wäre. Als die Deutschen meinen Schwager Wolf umgebracht haben, weinte Dr. Mieroslawski [ein polnischer Freund der Familie] wie ein kleines Kind.

Im allgemeinen erschien das Verhältnis ziemlich korrekt. Das, was die Polen verlangten, nein, ich schreibe nicht richtig, was sie vorschlugen, führte zum Umschreiben der Geschäfte auf ihre Namen, zur Übergabe der Wohnungen mit Möbeln an sie.

Verständlich, daß Juden den schönen Worten auf den Leim gingen und im guten Glauben verschiedene Verträge schrieben. Kaum einer wurde später eingehalten.

Sicherlich hatten nicht alle von Anfang an vor, sich diese Güter anzueignen, aber sofern es um Otwock geht, sahen die Juden in neunundneunzig Prozent aller Fälle einen Monat nach Geschäftsübergabe keinen Groschen mehr. Genauso war es meist mit Wohnungen, Möbeln und jeglicher Art von Mobiliar.

Text 4 - Einrichtung des Ghettos

Der Sommer 1940 ist vergangen, und es wurde November, als durch Aushang bekannt gegeben wurde, daß ab dem 1. Dezember ein Ghetto für Juden in Otwock entstehen wird. Juden hatten das Recht, ihr ganzes Vermögen mitzunehmen, es wurden Judenräte in Aussicht gestellt und eine eigene Polizei, man wies auch auf die Möglichkeit hin, das Ghetto zu verlassen und sich täglich außer sonntags im polnischen Stadtteil frei zu bewegen.

Auf solche Versprechungen sind fast alle hereingefallen. Sogar Jüdinnen, die mit Polen verheiratet waren, haben sich mit ihren Kindern im Ghetto niedergelassen. Wie leicht ist es gewesen, dort hineinzukommen, eine Ausweg hat es nicht mehr gegeben!

Ich habe auch im Ghetto Wohnsitz genommen.

Das Ghetto sah anfangs ziemlich harmlos aus. Es war nicht umzäunt, man konnte es verlassen, das Gebiet war recht groß, und es hat weder an Wohnungen noch an Lebensmitteln gefehlt.

Langsam ist jedoch drumherum eine Umzäunung entstanden, und man hat es den Juden unter Androhung der Todesstrafe verboten, das Ghetto zu verlassen.

Als ich sah, daß der Krieg nicht zu Ende geht, bin ich im Februar 1941 in die Reihen der Ghetto-Polizei eingetreten. Gemäß der damals vorherrschenden Meinung war es ein Vorteil des Ghettos, daß sich die Deutschen dort nicht herumtrieben. Die Raubüberfälle und Beschlagnahmen hörten auf. Wenn die Deutschen etwas benötigten, wandten sie sich an den Judenrat, der ihnen alles brav ablieferte.

Das Leben im Ghetto war schon ziemlich merkwürdig, es hat [für die Reichen] an nichts gefehlt, für Geld konnte man alles kaufen. Zur gleichen Zeit schwoll der Arme an und starb vor den Augen der Leute an Hunger oder Krankheit. Eine Typhus-Epidemie hat damals gerade begonnen, viele Leute wurden krank und starben.

Überhaupt ist damals eine Atmosphäre entstanden, in der jeder nur allein mit seiner Familie den Krieg überleben wollte. Natürlich hat man den Armen geholfen, es gab kostenlose Armenspeisung, es gab Waisenhäuser, aber faktisch hat dies überhaupt nicht ausgereicht.

[...]

Es verging auch kein Tag, an dem nicht einige Juden wegen Verlassens des Ghettos erschossen wurden. Sie wurden ohne Gericht, auf der Stelle umgebracht und auf Feldern verscharrt.

Ein intelligenter und vorausschauender Jude hätte sich fragen müssen: was droht beim Verbleiben im Ghetto? Vielleicht auch die Todesstrafe? Leider hat sich diese Frage niemand gestellt. Ich auch nicht.

Text 5 - Unvorstellbares Morden

Es begann ein verfluchtes Jahr in der Weltgeschichte, das Jahr 1942, das die kulturellen Errungenschaft der gesamten Menschheit zunichte machte.

So wurde zum Beispiel erzählt, daß man in Slonim vierzehntausend Leute auf dem Platz versammelt hat: Frauen, Kinder, Männer, und alle wurden mit Maschinengewehren erschossen.

Ich frage euch, Leute, kann man denn so etwas glauben? Ohne Grund Frauen und unschuldige Kinder erschießen? Einfach so? Am helllichten Tage? Man darf doch nicht einmal die größte Mörderin zum Tode verurteilen, wenn sie schwanger ist. Und da sollten sie angeblich kleine Kinder umgebracht haben? Wo gibt es denn Menschen, Familienväter, die es wagen würden, mit einem Maschinengewehr auf wehrlose, kleine Kinder zu zielen? Wie kann die Welt dazu schweigen? Das kann doch nicht stimmen.

Nach dieser Nachricht kam eine zweite, noch ungeheuere: in Wilna hat man sechzigtausend Menschen umgebracht, in Bararnowice zwanzigtausend. Die Leute verstehen nichts mehr. Sie glauben es zwar, aber sie können sich das nicht vorstellen, daß nun eines Tages jemand kommen könnte, um ihr zweijähriges Töchterchen umzubringen, dessen einziges Vergehen es ist, von einer jüdischen Mutter und einem jüdischen Vater abzustammen.

Text 6 - Die „Leistungen“ der Deutschen

Juli 1942. Was tun die Deutschen? Die deutschen Wissenschaftler stehen vor einem für Normalsterbliche unlösbaren Problem, aber nicht so für ein Volk von solch hohem zivilisatorischen und kulturellen Niveau, wie es die Deutschen sind - das Volk Nietzsches. Sie stehen vor dem Problem, ausnahmslos alle Juden des ganzen Generalgouvernements umzubringen, wobei natürlich folgende Bedingungen zu erfüllen sind:

1) Die Juden sollen nicht merken, daß über sie das Todesurteil gefällt worden ist;

2) die Juden sollen sich nicht wehren;

3) für die Umsetzung sollen so wenig Deutsche wie möglich mobilisiert werden;

4) die Juden selbst sollen dabei helfen, diese Drecksarbeit zu tun;

5) andere Juden sollen die verlassenen Ghettos aufräumen;

6) jüdische Leichen sollen durch Juden bestattet werden;

7) alle bewegliche Habe, Gold, Dollars, Juwelen sollen in deutsche Hände gelangen;

8) alle jüdischen Städte sollen sicher sein, „es kommt nicht in Betracht“; [sich sicher fühlen]

9) jeder einflußreiche oder vermögende Jude sollte hundertprozentig davon überzeugt sein, daß man ihn nicht im Sinne hat - damit er nicht flieht, sondern dableibt, bis er an die Reihe kommt;

10) die abtransportierten Juden sollen nicht merken, daß sie in den Tod fahren;

11) die Juden sollen im Augenblick des Todes nicht rasend werden, die am Leben Gebliebenen sollen jedoch bis zum letzten Augenblick im Unklaren bleiben;

12) die Körper von drei Millionen Menschen sollen als wertvolle Rohstoffe genutzt werden z. B. als natürlicher Dünger oder indem man ihnen das Fett entzieht; es sollen auch keine Friedhöfe hinterlassen werden, die Spuren abgeben könnten;

13) man muß die Rettung der Juden in die polnischen Bezirke unmöglich machen.

Wahrlich ein makaber schwieriges Problem, denn es geht darum, drei Millionen Menschen umzubringen, alle bis auf den letzten.

Ein, wie es scheint, unlösbares Problem. Doch der Teufel persönlich könnte die Deutschen für die tapfere und präzise Ausführung dieses Plans loben und sie mit seinem höchsten Orden auszeichnen, wenn er doch nicht manchmal beschämt wäre, daß sie ihn an grausamem Einfallsreichtum überflügelt haben.

Text 7a - Die große Deportation

Mittwoch, der 19. August 1942. Der Tag der Vernichtung ist gekommen. Ich möchten diesen Tag genau beschreiben, daß ein jeder sich vorstellen kann, welche Hölle die Menschen an diesem verteufelten Tag erlebten, als ihnen plötzlich klar wurde, daß sie sich haben täuschen lassen.

Das erste Opfer war Frau Doktor Gliksmann, eine nette, hübsche Arztin, Mutter zweier Kinder. Sie trat ruhig auf die Straße, um den Ukrainern eine Bescheinigung zu zeigen, die sie als Zahnärztin auswies, speziell für die jüdische Polizei tätig. Mit einem freundlichen Lächeln streckte sie die Hand mit der Bescheinigung aus, ein Schuß traf sie in den Kopf - sie war sofort tot.

Mühe hatten die Deutschen überhaupt nicht. Zuerst begaben sie sich zum jüdischen Kommissariat. Dort befahlen sie der Menge, sich in Reihen aufzustellen. Sie sagten, alle sollen auf den Platz gehen. Die Familien der Polizisten sollten freigelassen werden.

Die Ukrainer feuerten ein ums andere Mal. Jeder Schuß traf den Kopf eines Menschen - und das aus weniger als zwei Metern Entfernung. Die Menschen fielen, Hirne spritzten, Blut floß. Die benommenen Juden verstanden nicht, warum die Deutschen schossen, wo sie doch alle bereit waren, in einer Reihe zu stehen.

Die Menschen verwandeln sich in Automaten, verblödete Marionetten. Niemand ist mehr imstande zu denken. Die Pfiffe der jüdischen Polizisten, die Schüsse der Ukranier, die Leichen von Bekannten unter den Füßen. Die SS-Offiziere, mit ihren Helmen und silbernen Schilden auf der Brust, sehen aus wie Halbgötter, vor ihnen die elende demütige Masse der Juden.

Alle marschieren in Richtung des Platzes. Juden, setzt euch. Alle auf die Erde. So nehmt zur Kenntnis, daß ihr alle verschickt werdet. Niemand wird freigelassen. Die Schuppen der Verblendung fallen. Wir wurden alle betrogen. [...]

[Auf den Rat seines jüdischen Vorgesetzten hin hat Perechodnik seine Frau aus dem Keller geholt und auf den Sammelplatz gebracht, dort sitzt sie, während er geschäftig hin und her läuft.]

In meinem Kopf ist ein Rauschen, als wäre dort der Niagarafall. Von all dem, was geschieht, verstehe ich nichts, ich habe die Fähigkeit zum Denken und Handeln verloren.

Ich funktioniere, wie ein Automat.[...]

[Bis zuletzt hoffen er und seine Frau darauf, daß die Angehörigen der Polizei verschont würden, wie ihnen doch versprochen wurde. Schließlich werden die Polizisten zusammengerufen und der deutsche Kommandant spricht zu ihnen:]

»Ihr Polizisten bleibt in Otwock. Ihr räumt das ganze Ghetto auf. Alle Sachen, Waren, Möbel bringt ihr zu den Magazinen, alle Menschen, die sich verstecken, schickt ihr solange in Arrest, bis die Gendarmerie eintrifft. Ihr dürft nichts wegnehmen, weder Sachen noch Geld. Die Möbel dürfen nicht beschädigt werden, Gold und Dollars müssen mir persönlich ausgehändigt werden. Ist das Ghetto aufgeräumt, kommt ihr ins Arbeitslager nach Karczew. Nach dem Krieg werdet ihr entlassen. Wären eure Frauen hier, würde ich sie freilassen, da sie aber schon auf dem Platz sind, müssen sie mitfahren.«

Mein Gott, verhöhnt er uns, macht er Witze oder lacht er über uns?

Erst befiehlt er, die Frauen auf den Platz zu bringen, später sagt er, wären sie hier, dürften sie bleiben.

Großer Gott, wir stehen hier zu hundert Mann, einer neben dem anderen, und vor uns nur ein paar Gendarmen mit Gewehren. Jungs! Stürzen wir uns auf sie, laßt uns alle umkommen - denke ich weiter. Aber daraus wird nichts.

Text 7b - Das Ende

Ein langer Pfiff - du hast deine letzte Reise angetreten, Anka. Gott sei mir gnädig!

Du befindest dich im vierten Waggon hinter der Lokomotive. Mit angezogenen Beinen sitzt du auf den Brettern und hältst Aluska auf dem Arm.

Wie ist das bloß möglich? Dein Calinka, der dich zehn Jahre geliebt hat, der dir treu war, der alle deine Gedanken und Wünsche erriet und sie so gerne erfüllte, jetzt hat er dich verraten und es zugelassen, daß du den Waggon bestiegst, während er zurückblieb.

Der Zug passiert Kosow und fährt auf das Nebengleis des Todes, das nach Treblinka führt. Treblinka II ist kein Straflager, das ist der Ort, an dem der böse Genius der germanischen Rasse Triumphe feiert. Das ist ein Friedhof für drei Millionen Juden.

Das Tor geht auf, die Lokomotive schnauft, der Zug bleibt stehen, die Waggontüren gehen auf, die Juden können aussteigen.

Anka, Anka, in welchem Zustand hast du den Waggon verlassen? Mit der kleinen Aluska auf dem Arm?

Die Menschen verlassen die Waggons. Aus voller Brust atmen sie die Luft ein, sie vergessen, am Ort der Hinrichtung angekommen zu sein, sie freuen sich über die Luft, den schönen Augusttag und vielleicht - wer weiß? - haben sie Hoffnung. Rings um sie stehen die Deutschen, gut genährt, in Uniformen, mit Helmen und mit silbernen Schilden auf der Brust und mit Maschinengewehren in der Hand. Das sind Götter, muß man ihnen gehorchen?

Ein älterer Offizier kommt heraus und spricht zu der Menge:

- Leute, habt keine Angst, euch wird nichts Böses geschehen, ihr werdet nach Osten fahren, ihr werdet arbeiten. Jetzt werdet ihr alle baden, weil ihr verlaust seid. Später bekommt ihr zu essen und morgen früh werdet ihr weiterfahren. Frauen mit Kindern sollen an eine Seite gehen, sie werden zuerst baden. Jede soll sich ausziehen, die Sachen müssen an der Seite gerade zusammengelegt werden, damit man sie später wiederfinden kann, Schuhe muß man unbedingt paarweise zusammenbinden. Hier sind die Handtücher.

Hast du das alles geglaubt, meine teuerste Anka?

Die Frauen trennen sich von ihren Männern, Vätern, Brüdern. Vor den Augen der Menge müssen sie sich nackt ausziehen. Schämen sie sich, oder ist ihnen bereits alles egal? Sie legen die Kleider zusammen. Die Menge der nackten, schweigenden Frauen, meist mit Kindern auf dem Arm, schiebt sich zu einer riesigen Scheune, hier sollen sie baden. Auf ihr steht mit großen Lettern geschrieben:

ALLE JUDEN BADEN SICH UND FAHREN NACH OSTEN

Schweigend gehen die Frauen hinein, die Sonnenstrahlen leuchten auf ihren Körpern. Aber die Deutschen schauen ihnen nicht einmal zu. Die Sonne geht blutig unter, mit ihr der Rest an Hoffnung.

aus: Calel Perechodnik: *Bin ich ein Mörder? Ein Testament eines jüdischen Ghetto-Polizisten.* Zu Kampen 1997, S. 17f., 27, 30, 34f., 40, 44f., 65f., 82f.

Edgar Hilsenrath: Nacht

Text 1 - Vorstellung des Gettos

Der Mann [Ranek] war leise eingetreten ... so leise, als hätte er Angst, die Toten zu wecken. Im Zimmer herrschte Halbdunkel. Allmählich gewöhnten sich seine Augen daran, und die Umrisse der langen Schlafpritsche wurden deutlicher.

Da lagen sie. Die meisten waren im Lauf der Woche an Flecktyphus gestorben; einige Leute atmeten noch, aber waren zu kraftlos, um sich zu bewegen. Hinten, in der äußersten Ecke, dicht unter dem scheibenlosen Fenster, war ein einziger leerer Platz; der gehörte ihm.

Warum war er wieder nach Hause gekommen? Das war ja vollkommen verrückt! Nein, heute nacht konnte er nicht mehr hierbleiben; hier war schon alles verseucht; er mußte sich irgendwo anders nach einer Schlafstelle umsehen.

»Nathan«, sagte er heiser »ich muß dich um einen letzten Gefallen bitten.« Nathan gab keine Antwort. Der Mann starrte nachdenklich auf die Füße des Toten, die mit Fußlappen und Bindfaden umwickelt waren, wie seine eigenen. Die Bindfaden sind noch gut, dachte er, nicht so zerfranst wie deine; die Lappen sind zwar nicht viel wert, aber sie sind wenigstens trocken, und man kann sie zum Wechseln benützen. Er überlegte nicht lange. Er knotete die Bindfaden auf und steckte sie ein. Dann wickelte er die Lappen von den starren, krähenartig gespreizten Füßen und ließ auch sie in seinen Taschen verschwinden. Er tat das ohne Widerwillen. Nathan war sein bester Freund gewesen, und es war nur zu natürlich, daß er ihn beerbte. Bevor er ging, nahm er den Hut des Toten und stülpte ihn sich auf den Kopf, während er seinen alten achtlos auf den Boden fallen ließ.

»Sei nicht bös, Nathan«, sagte er, »sei nicht bös, daß ich auch den Hut ..., aber meiner ist nicht mehr wasserdicht.« Er grinste leicht, blickte nicht mehr hin und ging.

Er hatte ein völlig verwahrlostes Gesicht, in dem Hunger und Not erbarmungslos gewühlt hatten. Er drückte den zu großen fremden Hut jetzt tiefer in die Stirn; seine Hosen, die mit einem Eisendraht verschnürt waren, band er fester zu; er hatte kein Hemd an, und seine eingefallene Brust schaute grau und haarig unter der zerfetzten Jacke hervor. Wie kalt es noch immer ist, dachte er schaudernd. Diesmal ließ der Frühling lange auf sich warten. Dabei war es schon März ... März 1942.

Im Prokower Getto sahen die meisten Straßen gleich aus. Der Krieg hatte nicht viel übriggelassen. Ein paar vereinzelte Häuser ... und sonst ... nur die langen Reihen schwarzgefleckter, hohläugiger Ruinen. Prokow war eine ukrainische Stadt am Ufer des Dnjestr, die von rumänischen Truppen besetzt worden war.

Der Mann war unter den ersten gewesen, die nach der Ukraine verschleppt wurden. Er war schon seit Oktober einundvierzig hier und hatte noch die Geburtsstunde des Prokower Gettos erlebt. Er erinnerte sich, daß hier, am Anfang, alles noch leichter gewesen war als heute. Denn damals war das Getto noch nicht so überfüllt. Damals hatte es unter den Einwohnern nur den verzweifelten Kampf um ein Stück Brot gegeben; erst später, als immer wieder neue Menschentransporte aus Rumänien ankamen, fing auch der Kampf um eine Schlafstelle an, der ebenso erbittert und rücksichtslos ausgefochten wurde und ebenso wichtig war.

Er ging jetzt sehr langsam. Zuweilen sah er einen Toten im Schlamm liegen, und er dachte daran, daß der andere Pech gehabt hatte. Er dachte daran, ohne etwas anderes dabei zu empfinden als den leisen Triumph, daß er es nicht war, der dort lag ... daß er noch gehen konnte, wenn er jetzt auch nicht wußte, wohin.

Text 2 - Freds Goldzahn

Fred war mitten in der Nacht gestorben.

Debora merkte es als erste und kam gleich darauf ins Zimmer und weckte Ranek. Ranek folgte ihr mit der Lampe hinaus in den Hausflur.

Ranek starrte seinen Bruder nicht lange an, aber in diesen wenigen Sekunden schien die Zeit still zu stehen. Das ist er nicht, dachte er, das kann er doch nicht sein. Nicht weich werden, dachte er verbissen, dafür hat man später Zeit. Jetzt mußt du handeln!

»Ich muß es jetzt machen«, sagte er heiser zu Debora. »Weil es morgen früh zu spät sein wird.« Und da sie kein Wort herausbrachte, fuhr er fort: »Ich muß es machen, ehe die anderen aufwachen. Die sind alle scharf auf den Zahn. Das weißt du doch. Ich will mich nicht mit ihnen herumschlagen. Ich muß es machen, ehe sie's merken.« Seine Stimme klang hohl und seltsam fremd in der Nacht. »Der Zahn bedeutet Leben, Debora. Ein paar Wochen Weiterleben für uns. Versuch mich zu verstehen.«

Debora hatte sich anfangs nicht eingemischt und schweigend zugeschaut, wie er, mit verkniffenem Gesicht, den Mund des Toten kontrollierte, aber als er dann aus dem Hof zurückkam und anfing, die widerspenstigen Lippen mit dem Hammer aufzureißen, hing sie weinend in seinen Arm und versuchte, die Schändung zu verhindern. Er kämpfte eine Weile mit ihr, bis sie plötzlich losließ und neben dem Toten zu Boden sank.

Wieder ungestört, fuhr er mit seiner Arbeit fort. Freds aufgeplatzte Lippen wurden unter seinen Schlägen allmählich zu einem blutigen Brei. Er bemerkte, daß außer Debora noch jemand im Hausflur war: die alte Levi.

Die alte Frau saß stumm auf dem Treppenabsatz wie eine Nachteule. Ranek hörte sie oben sprechen.

»Sie kommen zu spät«, höhnte die Alte. »Ranek hat den Zahn schon.«

»Scheiße«, sagte der Rote, »verdammte Scheiße.«

»Sehen Sie mal, was der Kerl mit seinem eigenen Bruder gemacht hat«, sagte die Alte. »Sehen Sie dort unten den blutigen Hammer? Mit dem Hammer hat er ihm ...«

Text 3 - Ranek und Debora: Schuld?

Als Debora etwas später, gestützt von Sigi, ins Zimmer schwankte, nahm Ranek sie sanft in seine Arme. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie lehnte sich an ihn an, ein Mensch, der keinen Willen mehr hatte und der sehr müde war und der plötzlich nichts anderes mehr wollte als ein bißchen Schutz und ein bißchen Wärme ... und etwas zu essen. Sie aber sprach kein Wort. Dann gab er ihr den Kartoffeltopf, und noch immer sagte sie kein Wort. Sie hielt den Topf mit bebenden Händen umklammert und fing zu essen an. Der Topf wurde leer, aber sie hörte nicht auf, seine Ränder abzukratzen.

»Ich brauche jemanden, der auf die Lebensmittel aufpaßt, wenn ich nicht zu Hause bin«, sagte er. »Ich kann mich nämlich nicht aus der Bude rausrühren. Willst du das machen?«

»Ja«, sagte sie, »du weißt doch, daß ich das für dich mache.«

»Dafür kannst du fressen«, sagte er. »Es lohnt sich für mich; man hat mich schon einmal bestohlen, und ich will nicht, daß mir das wieder passiert.« Er grinste sie steif an.

Er kratzte sich umständlich. Dann sagte er: »Wollte dich noch was fragen ... 's ist wegen Fred. Du weißt ... die Sache mit dem Zahn«

»Ich wußte, daß du davon sprechen willst.«

Er hockte sich wieder neben sie hin. »Ich hab' oft darüber nachgedacht, ob es nur deshalb zum Bruch zwischen uns beiden kam, weil ich ihm den Zahn herausgeschlagen hab'.« Er räusperte sich, und dann fuhr er fort: »Ranek, hab' ich mir immer gesagt, Debora sieht bestimmt ein, daß es richtig ist, wenn die Hinterbliebenen die Toten beerben. Das kann sie dir also nicht vorwerfen. Vielleicht war's 'ne Sünde, das mit dem Zahn ... vor allem, weil er noch nicht lange tot war und weil du's gleich gemacht hast, aber heutzutage kann man's nicht so genau nehmen. Man erbt, was man kann und wie man's kann. Es bleibt einem keine Wahl. So ist das. Und Debora weiß das. Und deshalb darf sie dir keine Vorwürfe machen.«

»Ich hab' dir doch keine Vorwürfe gemacht, Ranek.« Debora schüttelte den Kopf. Sie starrte eine Weile nachdenklich auf ihre gefalteten Hände. »Ich hab' dir keine Vorwürfe gemacht«, sagte sie dann ruhig, »weil ich gewußt hab', daß du keine Schuld hast. Du hast es getan, weil du verzweifelt warst und weil du geglaubt hast, daß wir von dem Zahn leben können, wenigstens eine Zeitlang. Du hast es für uns beide getan. Die Toten vergeben den Hungrigen, und sie vergeben den Verzweifelten.«

»Warum hast du dann nicht mit mir gesprochen ... während all der vielen Wochen? Warum, Debora?«

»Weil ich nicht konnte«, sagte sie, sie richtete sich halb auf, sie lehnte sich an die Wand, und dabei blickte sie ihn groß, mit halbgeöffneten Lippen an. »Ich hatte Angst. Nicht vor dir, Ranek. Bloß vor der Erinnerung. Vielleicht klingt das dumm. Aber so war's. Ich habe die Szene im Hausflur immer wieder erlebt. Immer wieder erlebt, wenn du in meine Nähe kamst. Es war vor allem sein Gesicht, dieses entsetzlich entstellte, blutige Gesicht. Es war immer da, immer, wenn ich dich anschaute.«

»Und jetzt?« fragte er.

»Jetzt nicht mehr«, sagte sie. »Das war nur in der ersten Zeit so schlimm.«

Text 4 - „Glück“ im Getto?

Er öffnete jetzt den Beutel und zeigte ihr das Brot. Es war ein faustdickes Stück, schwarz und klebrig. Er drehte es nach allen Seiten um, und dann brach er es entzwei, und den einen Teil drückte er in ihre Hände.

»Das ist ein schöner Zug von dir, daß du an mich gedacht hast«, sagte sie leise, während es in ihren dunklen Augen glücklich aufleuchtete.

»Ich hab' überhaupt nicht an dich gedacht«, grinste er. »Ich wollte das Brot schon vorhin auf der Straße aufessen, aber da der Junge mit mir ging, konnte ich's nicht.«

»Du lügst wieder mal.« Sie lachte jetzt, aber es war ein zärtliches Lachen. »Du hast absichtlich mit dem Essen gewartet, bis du zu Hause warst. Du wolltest mit mir teilen. Du konntest nicht ohne mich essen.«

»Du irrst dich«, spottete er. »Oder hältst du mich für einen Idioten?«

Sie schüttelte den Kopf, und sie lachte noch immer, ihr Knie berührte sein Knie, ganz sanft, wie unabsichtlich, aber sie nahm es nicht wieder fort, und dann schmiegte sie ihre Wangen an seine spitze Schulter, und noch immer lachte sie, als hätte er etwas sehr Lustiges und völlig Unglaubwürdiges gesagt, aber doch etwas Liebes. Dann wurde ihr Gesicht plötzlich wieder ernst; ihr schmaler Kopf an seiner Schulter bewegte sich langsam seitwärts, und sie blickte zu ihm auf. »Ranek«, sagte sie leise, »ich war die ganze Zeit so allein. Du weißt gar nicht, wie allein ich war.«

»Iß jetzt«, sagte er.

»Du gehst nicht wieder fort, Ranek? Sag, daß du nicht wieder fortgehst.«

»Ich bleibe bei dir«, sagte er.

»Immer?« flüsterte sie.

»Ja, immer«, sagte er.

»Und wenn man einen von uns schnappt?«

»So was kann gar nicht passieren«, lächelte er. »Bestimmt nicht. Wir lassen uns eben nur noch zusammen schnappen ... nur zusammen ... wir lassen uns einfach zusammen schnappen.«

»Und wenn einer von uns krank wird?«

»Dann wird er den anderen anstecken, so daß dann beide krank sind. Ganz einfach ... du siehst ... immer zusammen. Du und ich. Wir beide. Immer zusammen.«

»Ja, Ranek, immer. Und wenn nun einer von uns beiden stirbt?«

»Davon soll man lieber nicht reden«, sagte er.

»Warum bin ich auf einmal so glücklich, Ranek? Ich weiß ... ich habe kein Recht dazu ... nach allem, was hier bei uns geschehen ist. Aber ich bin trotzdem glücklich. Warum, Ranek? Sag, warum?«

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Bist du wirklich glücklich?«

»Ja. Sehr, so sehr. Und du?«

»Ja«, sagte er. »Ich auch. Und ich weiß nicht warum.« Und er dachte: Warum lügen wir? Wir sind nicht glücklich. Oder doch? Sind wir's? Sind wir's wirklich?

Text 5 - Typhus

Im Lauf der nächsten Woche griff die Epidemie auf die andere Seite der Barriere über. Die Kranken lagen nun überall im Zimmer herum, und es war schwer, sich vor ihrer Berührung in acht zu nehmen. Noch entsetzlicher aber war die Berührung der Toten, über die man immer wieder stolperte. Es waren gute Vorsätze dagewesen, die Toten fortzuschaffen, aber dann stellte es sich heraus, daß niemand Hand an sie legen wollte. Der Rest der Leute, die noch gehen konnten, zog aus. Sie verstreuten sich in alle Windrichtungen. Die meisten gingen in die Büsche. Für eine Weile, ehe an eine Rückkehr ins Nachtasyl zu denken war, würden sie, wohl oder übel, auf der nassen, herbstlichen Erde schlafen müssen, und es blieb ihnen nur die Hoffnung, daß der Winter nicht so rasch kommen würde.

Ranek und Debora waren erst aufgebrochen, als die anderen längst fort waren; sie hatten nicht aufgeben wollen und verbissen bis zur letzten Stunde ausgeharrt. Ranek hatte noch in aller Eile zwei Säcke besorgt. Sie hatten sie um ihre Schultern gehängt.

»Glaubst du, daß wir Unterkunft finden?«

Sie blickte fragend in sein entschlossenes Gesicht.

»Bestimmt«, lächelte er. »Ganz bestimmt.«

»Dann ist es gut, daß wir nicht in die Büsche gegangen sind. Mir hat's immer schon vor den Büschen gegraut.«

Ranek sah Debora an.

»Wir werden ein Dach überm Kopf finden«, sagte er zuversichtlich. »Und wir werden nur dort übernachten, wo es nicht hineinregnet und wo der Wind nicht hinkommt. Das haben wir uns doch fest vorgenommen, und deshalb werden wir es auch durchführen.«

»Ja, Ranek«

»Wer in die Büsche geht, hat keine Ansprüche mehr ans Leben. Dem ist alles egal. Und wem alles egal ist, der ist verloren. Solange man noch Ansprüche hat, ist man nicht verloren.«

»Ja, Ranek«, sagte sie wieder.«

Text 6 - Debora und das Kind

Ihre Kehle war ausgetrocknet, ihr ganzer Körper schmerzte, als wäre er eine einzige, große, offene Wunde. Wie tief war der Mensch gesunken! Wie sehr hatte man ihn erniedrigt! Sie wollte zurückblicken, um Ranek ein letztes Mal zu sehen, aber sie konnte jetzt nicht. Das Lachen des Roten schallte ihr heiser aus dem Hausflur nach, und es kam ihr plötzlich vor, als stimme auch der Tote unter der Treppe in dieses Gelächter ein.

Sie schritt benommen über den leeren Hof; ihr war, als träume sie einen Alptraum mit offenen Augen. Der Wind wehte von der Straßenseite schräg gegen den morschen, wetterzerfressenen Zaun.

Auf der Straße blieb sie zögernd stehen Wohin? dachte sie.

Sie hatte das Gefühl, durch eine große Einöde zu gehen. Im Geist hörte sie wieder den Toten lachen, und ihr schien, als blickten seine Augen sie an.

Das Kind räkelte sich schlaftrunken in ihrem Arm. Dieses leise Sichbewegen ließ sie von der Straße aufblicken, und sekundenlang schaute sie wie gebannt auf das winzige, friedliche Antlitz. »Wir werden nicht mehr dorthin zurückkehren«, sagte sie zu dem Kind. »Ranek braucht mich nicht mehr.«

Sie stolperte. Sie raffte sich wieder auf. Das Kind erwachte. Es schlug die Augen auf, und sein kleines, graues Gesicht verzerrte sich zu einem Lachen. Dann schlief es wieder ein.

Debora drückte das Kind fester an sich, als fürchte sie, es zu verlieren. »Wir werden jetzt in den Bordellhof gehen,« sagte sie zu dem Kind. »Und dort werden wir uns wieder auf die Kellertreppe setzen. Man wird uns nicht fortjagen, so wie man ihn fortgejagt hat. Wir beide sind doch gesund! Heut nacht wird es nicht sehr kalt sein, und morgen früh werden wir ein besseres Quartier suchen. Du brauchst keine Angst zu haben. Wir werden bestimmt etwas finden. Und ich werde auch etwas zu essen auftreiben.« Debora lächelte. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie wieder. »Mutter wird auf dich aufpassen.«

leicht gekürzt aus: Edgar Hilsenrath: *Nacht*. München, Zürich 1990, S. 7f., 294f., 372f., 407f., 425, 445.

Nachbarn profitierten vom Mord

Akten belegen Bereicherung am Besitz vernichteter Juden

Von Ingrid Müller-Münch

Fast jeder ausgebombte Deutsche hat nach dem Krieg auf Möbeln aus jüdischem Besitz gesessen. Massenhaft bereicherten sich „ganz normale Nachbarn" am Eigentum der Verschleppten. Das belegen über lange Zeit hinweg streng verschlossene Akten der Oberfinanzdirektion Köln, die der Historiker Wolfgang Dreßen jetzt untersucht hat.

KÖLN, 29. Oktober. Nahezu jede Firma, jede Institution, jeder Handwerker und Versicherungsvertreter, der mit jüdischen Familien zu tun hatte, mußte Anfang der 40er Jahre gewußt haben, daß die deportierten Juden nicht mehr zurückkommen würden. Dies schließt der Düsseldorfer Wissenschaftler Dreßen aus Aktenmaterial des Archivs der Kölner Oberfinanzdirektion, das er seit Donnerstag in der Ausstellung mit dem Titel „Deutsche verwerten jüdische Nachbarn" im Düsseldorfer Stadtmuseum zeigt.

Ähnliche Akten, die seiner Einschätzung nach zu Hunderttausenden bundesweit in den Schränken deutscher Finanzämter lagern, belegen nach Dreßens Ansicht das „ordnungsgemäße" Vorgehen der Behörden bei der Versteigerung jüdischen Besitzes. Jedwede Veräußerung von Möbeln oder Gebrauchsgegenständen der deportierten Juden wurde per Quittung festgehalten und abgeheftet. Aus den Unterlagen ist klar ersichtlich, wer die Bettwäsche, die Handtücher oder den Kohlenkasten seines ehemaligen Nachbarn billig erwarb. Die Käufer hätten gewußt, so Dreßen, „daß die Wäsche aus dem Schrank der deportierten Familie stammte. Sie wußten auch, daß diese Familie nicht zurückkehren würde, um Rechenschaft zu verlangen". Aus den Belegen gehe eindeutig hervor: Es wurde stets darauf hingewiesen, daß es sich bei dem Erworbenen um ehemaligen Besitz von Juden handelte. „Jeder wußte also, was er tat", sagt Dreßen.

Nach 1945 haben dann häufig die gleichen Finanzbeamten, die zuvor für die Versteigerung jüdischer Wohnungseinrichtungen zuständig gewesen waren, durch ihre Aussagen bei Wiedergutmachungsklagen überlebender Opfer Entschädigungen verzögert oder vereitelt. Als Beispiel führt Dreßen den Sohn jüdischer Eltern an, die in einem Konzentrationslager ermordet wurden. Als der deportierte Junge in sein Dorf bei Grevenbroich zurückkam und um die Überweisung der Mieteinnahmen des elterlichen Hauses bat, lehnte dies die Oberfinanzdirektion Düsseldorf ab. *Weiterer Bericht auf Seite 3*

aus: *Frankfurter Rundschau* 30.10.1992, S. 1.

Baustein 2

Edgar Hilsenrath: Nacht

3 Textausschnitte aus dem Roman Edgar Hilsenrath: Nacht. München, Zürich 1990.

Klassenstufen: **ab 9 und 10**
Zeitaufwand: **2 Stunden**
Themen: **Bilder verzweifelter Menschen im Ghetto**

Bevor die Schüler die Texte erhalten, sollte zunächst der Begriff „Ghetto" geklärt werden. Dabei sollte auf Schülerwissen eingegangen werden. Sie bringen Ghetto hauptsächlich mit Armenvierteln in Zusammenhang und beschreiben sie mit Armut, Schmutz, keine Zukunft, Ausweglosigkeit, Gangs und Verbrechen.
Dann könnten sich Lehrerinformationen zum Ghetto anschließen: wie der Begriff entstanden ist; die geschichtliche Entwicklung; und vor allem die Ghettos in Osteuropa zur Zeit des Nationalsozialismus.

Jetzt können die Schüler die ersten beiden Texte, die die Situation in einem solchen Ghetto beschreiben, lesen. Dazu sollten sich dann die Schüler äußern.
Die Stimmung dieser beiden Texte sollte genau wiedergegeben werden. Man könnte diese Stimmung auch malen (nach Meinung der Schüler in den Farben grau und schwarz).
Abschließend kann der dritte Text gelesen werden. Dabei sollte besonders die Art der Unterhaltung beachtet werden, z. B. wie diese geführt wird, bis hin zur Sprachlosigkeit und warum?
Diskussion über Menschen, die in Zwangslagen leben mußten oder müssen: Kampf ums Überleben, Egoismus, aber auch Gleichgültigkeit, Hoffnungslosigkeit, bis hin zur Selbstaufgabe.

Lehrerinformation zu den Personen in diesem Buch:
Ranek und Fred sind Brüder, Debora ist Freds Frau. Ranek und Fred kommen jämmerlich an Flecktyphus um. Dies soll die Schüler anregen, mehr Textausschnitte oder das ganze Buch zu lesen und sich dadurch intensiver mit der damaligen Ghettosituation auseinanderzusetzen (siehe Bausstein 1).

Erfahrungen mit zwei ganz verschiedenen Berufsschulklassen:

zu Text 1 (Auf dem Bazar)
- Befremden über den Ausdruck „Skelett" für einen Menschen;
- Das Lachen kann aus Verlegenheit gewesen sein oder weil die Menschen froh waren, daß es ihnen besser ging.
- Wenn man in Not ist, gibt es keine Gegenseitigkeit, da denkt man nur an sich selbst, daß man irgendwie überleben kann.
- In einer solchen Situation kann man nur für den Augenblick leben, ohne Planung für die Zukunft. Deshalb lachte Debora, als es nicht Ranek war, der im Schlamm versank; das war der gute Augenblick.

zu Text 2 (Im Park)
- kein Gras mehr, keine Natur, also kein Leben, keine Hoffnung
- Gerippe, Kadaver, Leichen - also alles tot;
- trostlos, leer, grausam;
- Man kann dies nur in schwarz und grau malen.
- Die Schüler wollten unbedingt einen weiteren Text lesen.

zu Text 3 (Debora trifft Ranek)
- zunächst Sprachlosigkeit der Schüler;
- dann die Bitte um mehr Information zu dem Buch;
- Das Ganze war für die Schüler kaum faßbar.
- Wie Debora vom Sparen der Kugeln sprach, empfanden sie makaber bzw. satirisch.

Doris Scherer

Edgar Hilsenrath: Nacht

Auf dem Bazar

Heute nachmittag, auf dem Basar, blieb ein Skelett mit seinen Fußlappen im Schlamm stecken. Debora, die nur einige Meter weit entfernt stand, sah es und hatte plötzlich das sonderbare Gefühl, es sei Ranek. Sie blieb wie gelähmt am selben Fleck stehen und starrte hinüber. Das Skelett machte verzweifelte Anstrengungen, seine dürren Füße aus dem tiefen Schlamm herauszuziehen, um sie auf eine festere Stelle des Bodens zu bringen; es jammerte und schrie und verdrehte seine Augen und bettelte die herumstehenden Leute um Beistand an. Im Versuch, ihm zu Hilfe zu eilen, bahnte Debora sich, so schnell sie vermochte, ihren Weg durch eine lachende, an dem Schauspiel sich ergötzende Menge. Plötzlich sah sie, daß das Skelett zusammensackte. Es war über seine Kräfte gegangen. Debora beugte sich mit fliegendem Atem über den Toten. Die Maske zeigte keine Ähnlichkeit mit Ranek.

Debora verließ den Basar. Ein frohes Gefühl hatte sie überkommen, wie schon lange nicht mehr, und während sie jetzt mit schnellen Schritten vorwärts eilte, dachte sie ein wenig beschämt darüber nach. »Es ist nicht richtig«, murmelte sie vor sich hin, »wie kannst du dich nur über den Vorfall freuen?« Und eine Stimme in ihr antwortete: Weil es nicht Ranek war ... weil es nicht Ranek war ... Und die Stimme sagte jetzt: Er lebt. Er lebt. Er lebt.

Der Stadtpark

Instinktiv schlug sie den Weg zum Stadtpark ein. Das ewige, gleichmäßige Grau der Straße tat ihren Augen plötzlich weh, und sie hatte das starke Bedürfnis, etwas anderes zu sehen, und auch dieses Bedürfnis hatte sie schon lange nicht gehabt. Vielleicht weil ich weiß, daß er lebt, dachte sie, und weil ich weiß, daß ich nicht vergebens auf ihn warte, und weil ich jetzt ein Recht hab', mich zu freuen. Und warum soll ich nicht in den Park gehen? Warum denn nicht? Irgendwo wird wohl noch ein Fleckchen Gras übriggeblieben sein, das der Schlamm noch nicht begraben hat, dachte sie. Eine übergroße Sehnsucht war in ihr und wurde stärker und immer stärker, je näher sie dem Park kam ... die Sehnsucht nach dem Leben, und wenn's auch nur ein letzter Abschiedsgruß der Natur war, den sie mit nach Haus nehmen konnte.

Im Stadtpark aber war keine Spur mehr von Gras zu sehen. Und der Anblick der Bäume schnitt ihr ins Herz; die meisten waren ja abgesägt worden, und die, die noch nicht abgesägt waren, waren so kahl, als wäre es bereits Ende November. Der scharfe Wind hatte kein einziges Blatt übriggelassen. Da standen sie in Reih und Glied, wie Tote, die man nackt ausgezogen hatte und die auf teuflische Weise zu einer aufrechten Haltung verdammt worden waren. Dort liegt noch das Pferdegerippe vom vorigen Jahr, dachte sie, und dort ist noch der Hundskadaver, und dort auf den Bänken liegen die Obdachlosen, von denen man nie weiß, ob sie bloß schlafen oder schon steif sind.

Du hättest nicht hierherkommen dürfen, dachte sie, es ist das beste, du gehst gleich wieder nach Hause.

Debora trifft Ranek

»Du fragst gar nicht nach den Eltern.«

Ranek zuckte zusammen. Er antwortete nicht gleich und dachte nur im Stillen: Sie erwähnt nur die Eltern. Aber nichts von Fred. Warum?

»Du weißt es also?«

»Ich weiß es jetzt«, sagte er hart. »Ich kann es dir ansehen ... Sag, Debora! Wo hat man sie umgebracht? im Keller?«

»Nein ... Nicht im Keller! Sie wurden aus dem Keller herausgeholt ... und dann ... und dann ...« Ihre Stimme überschlug sich und brach plötzlich ab.

»Sag schon!« fuhr er sie rauh an.

»Ach, Ranek!«

»Wo hat man sie ermordet?« fragte er unerbittlich.

»Hinter der Bäckerei ... unten am Kanal«, flüsterte sie mit erstickter Stimme.

»Hat man sie lange gequält?«

»Nein, Ranek ... es ging schnell.«

Sie starrten sich beide an, als suchten sie etwas in ihren Gesichtern.

Dann war's wieder er, der das bedrückende Schweigen mit seiner heiseren Stimme brach. »Wo warst du die ganze Zeit ... seit Oktober einundvierzig?«

»In Schargorod ... in Kopaigorod ... In Obodowka ... zuletzt im Getto von Berschad.«

»Also ... auch in Berschad?«

»Ja, auch dort.«

»Bist du illegal hierhergekommen oder mit falschen Papieren?«

»Illegal.« Plötzlich sagte sie: »Fred lebt!«

»Fred? Warum hast du mir nicht gleich ...?!«

»Ich kann doch nicht alles auf einmal.«

»Natürlich.«

»Damals hat man uns beiden das Leben geschenkt. Warum? Dafür gibt es keine Erklärung, Ranek. Vielleicht weil wir noch jung waren und noch gut genug, um später mal für Zwangsarbeit verwendet zu werden. Oder auch ... weil sie Kugeln sparen wollten. Wer kann das wissen?«

»Es gibt keine Erklärung. Du hast recht. Es gibt überhaupt keine Erklärung mehr.«

»Du wunderst dich sicher, warum ich Fred nicht mit hierhergebracht habe?«

»Ja.«

»Wir sind zusammen deportiert worden, Fred und ich ... noch am selben Tag, als Vater und Mutter erschossen wurden. Wir waren dann immer zusammen ... überall ... die ganze Zeit ... und wir kamen auch zusammen nach Prokow.«

»Dann ... wo ist er?«

»Im Spital. Flecktyphusverdacht!«

(aus: Edgar Hilsenrath: *Nacht*. München, Zürich 1990, S. 391, 392, 160.)

Baustein 3

Das Warschauer Ghetto

Klassenstufe: 10
Zeitaufwand: ca. 4 Unterrichtsstunden (Hauptphase)
Themen: Entstehung und Organisation des Ghettos,
Situation und Überlebensstrategien der Ghettobewohner,
„Gegenwelt" Kultur,
Wendepunkt: Liquidierung des Ghettos / Vernichtung,
Lebensweg eines jüdischen Prominenten: Marcel Reich-Ranicki,
Verbindungslinien Gegenwart / Vergangenheit
Kombination: Die Rettung der Joasia Fichtelbaum (Baustein 8)

Dem Warschauer Ghetto kommt unter den polnischen Ghettos eine besondere Bedeutung zu. Es war zunächst das Ghetto der Hauptstadt Polens, des „größten jüdischen Zentrums in Europa" (A. Mostowicz). Sein besonderer Status ergibt sich aber nicht nur aus seiner Größe (die Zahl der eingepferchten Ghettobewohner betrug zeitweilig bis zu einer halben Million), sondern aus den spezifischen historischen Ereignissen, wie dem Ghettoaufstand im April 1943 und der nachfolgenden vollständigen Liquidierung des Ghettos (Mai bis September 1943) – nicht zuletzt aber auch aus seinem Stellenwert für das jüdische Selbstverständnis und seine politisch-symbolischen Bedeutung für die deutsch-jüdische und deutsch-polnische Aussöhnung.

Über die genannten Aspekte hinaus bietet sich die Behandlung des Warschauer Ghettos im Unterricht auch wegen der reichhaltigen und leicht zugänglichen historischen Quellen, wie z.B. Tagebüchern (z.B. Kaplan, Szajn-Lewin), Fotosammlungen (z.B. Heydecker, Schwarberg/Jöst) und Filmaufnahmen, an. Durch sie lassen sich Einblicke in Zusammenhänge und Probleme der Themenbereiche „Ghetto", „Nationalsozialismus" und „Judentum" vermitteln. Darüber hinaus ist aber zu fragen, ob das Unterrichtsthema einen Bezugspunkt in der Lebenswirklichkeit der Schüler hat oder in ihre Alltagswirklichkeit hineinführen kann. Und letztlich stellt sich die Frage, ob allein die genannten Dokumente des Schrecklichen einen auf die Dauer tragfähigen Zugang zu dieser Thematik bieten oder ob nicht, begleitend und unterstützend, im weitesten Sinne kulturelle Aspekte hinzugenommen werden sollten. Aus diesem Anliegen heraus wird im folgenden der Versuch unternommen, einen fächerübergreifenden Ansatz zu skizzieren, der bewußt auch „positivere", kulturelle Aspekte aufnimmt, ohne allerdings die dunklen Seiten des Themas zur verharmlosen. Textgrundlage ist deshalb nicht das empfehlenswerte Tagebuch von Chaim A. Kaplans, sondern die Autobiographie Marcel Reich-Ranickis, des fast achtzigjährigen, in Frankfurt lebenden Literaturkritikers, dem „Star" des „Literarischen Quartetts".

Die Annahme, alle Zehntklässler sähen regelmäßig und mit Begeisterung das „Literarische Quartett", ist sicherlich unrealistisch. Aber über die Medien vermittelt, hat Marcel Reich-Ranicki einen derartigen Bekanntheitsgrad, daß beinahe jeder zumindest eine kabarettistische Parodie seiner Sprech- und Argumentationsweise kennt. Wohldosierte Ausschnitte des „Quartetts", in denen er polternd, humorvoll oder leidenschaftlich-engagiert auftritt, sprechen Schüler erfahrungsgemäß an, zumal dann, wenn durch den Deutschunterricht auch ihr Urteil über die besprochenen Bücher gefragt ist. Am Beispiel einer Person der Zeitgeschichte, eines „VIPs" der heutigen Medienwelt, läßt sich also eine Linie in das Warschauer Ghetto zurückverfolgen.

Reich-Ranicki gehört innerhalb der Ghetto-Gesellschaft zu einer gebildeten, bürgerlichen, mit der deutschen und polnischen Kultur gleichermaßen vertrauten Schicht, die bewußt jüdisch, aber assimiliert lebt. Im Ghetto kommen dem gerade zwanzigjährigen Reich-Ranicki seine Deutschkenntnisse und seine solide Berliner Schulbildung zugute. Als Korrespondent und Übersetzer arbeitet er für den „Judenrat" und steht damit im Zentrum der Ereignisse, an der Nahtstelle zwischen den NS-Machthabern und den unterdrückten Juden, und erlebt dort unter anderem den Moment der Erteilung des Auslöschungsbefehls, wird also zum Protokollanten seines eigenen Todesurteils. Die persönliche Nähe zu wichtigen Ereignissen gibt der Autobiographie als „Zeitzeugnis" des Warschauer Ghettos ihre besondere Qualität.

Die Ich-Perspektive des Textes ermöglicht eine schnelle Identifikation. Sprachlich ist die Biographie zwar anspruchsvoll, aber, für Reich-Ranicki typisch, klar und gut verständlich und teilweise spannend geschrieben; sie liest sich besser als vergleichbare Sachtexte zu diesem Thema. Je nach Schwerpunktsetzung läßt sich, beispielsweise unter Hinzunahme von Interviews, die thematische Linie bis in die heutige Situation der Juden in der Bundesrepublik verlängern bzw. kann über die prägenden Erfahrungen des Ghettos reflektiert werden. Vergangenheit und Gegenwart lassen sich insofern in Beziehung setzen.

Kurz sei noch erwähnt, daß die besondere Situation des polnischen Judentums im Unterricht erläutert werden muß, um bei der Besprechung von Fotodokumenten usw. nicht Mißverständnisse hervorzurufen. In Warschau (und in Polen allgemein) gab es „zwei getrennte jüdische Welten" (M. Reich-Ranicki), eine assimilierte, ausschließlich polnisch sprechende und eine orthodoxe, jiddisch sprechende. Besonders diese zweite jüdische Gruppe, die „fern aller Modernität" (A. Szczypiorski) meist auf dem Lande lebte, traf die Verelendung durch die Zwangsübersiedlung ins Ghetto in voller Härte, besonders sie waren der Willkür der Nazis (u.a. durch das Abschneiden oder Abbrennen der Bärte) ausgesetzt. Diese Zusatzinformationen können in einer „Vorlauf-Reihe" vermittelt werden. Im Anschluß an die Hauptphase der skizzierten Unterrichtseinheit könnte ergänzend und vertiefend das Konzentrationslager Treblinka, in dem die meisten Bewohner des Warschauer Ghettos getötet wurden, behandelt werden.

Vorlauf, Vorinformation (Religion/Ethik, Geschichte)

Judentum, jüdische Gemeinden in Europa, jüdisches Leben in Warschau vor der NS-Invasion
Materialien (hier nicht abgedruckt):
- Szczypiorski, A.: Mein Warschau von vor über fünfzig Jahren.
- Vishniac, R.: Verschwundene Welt. (Besonders Foto Nr. 22: Die Nalewki-Straße, die auch Szczypiorski erwähnt, gehört später zum Ghetto)

Hauptphase (Geschichte oder Deutsch)

Entstehung des Warschauer Ghettos, Situation und Überlebensstrategien verschiedener Gruppen, Bedeutung der Musik, Wendepunkt: Befehl zur „Umsiedlung", gelungene Flucht Reich-Ranickis
Materialien:
- Text: Autobiographie Reich-Ranicki (s. Text 1-5)
- Grundriß des Ghettos. In: Szajn-Lewin, E.: Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto, S. 126-127.
- Fotos: Heydecker, J.J.: Das Warschauer Ghetto.
  Alternativ: Schwarberg, G.: Das Getto. [darin: Fotos von Heinrich Jöst]
- Skizzen über Deportationswege ins Ghetto: Heydecker: Das Warschauer Ghetto, S. 23.
- Zeittafel, zusammengestellt von Arnold Mostowicz (in: Szajn-Lewin, S. 116ff.)

Arbeitsimpulse
(detaillierte Arbeitsaufgaben können auf dieser Grundlage für die konkrete Schülergruppe formuliert werden)

Themenbereich 1: Entstehung, Organisation (Text 1)
- Textgattung erläutern, Hintergrundinformationen zur Autobiographie, Textauszüge auswerten und besprechen,
- Zusammenhänge zwischen Autobiographie, Fotos und Skizzen herstellen
- Zeitleiste erstellen, berichtete Ereignisse einordnen (s. Mostowicz)
- in einem historischen Stadtplan Warschaus (30er Jahre) Ghettogrenzen einzeichnen
- Bevölkerungsdichte (Maximalstand: 500 000 Menschen auf 4 km^2, Vorkriegsstand: 160.000 Menschen), mit eigenem Wohnort vergleichen
- „Organisationsprobleme" aus Sicht der NS-Machthaber / der Ghettobewohner
- propagandistischen Sprachgebrauch, Verschleierung (z.B. „Jüdischer Wohnbezirk") analysieren
- Situation, Handlungsmöglichkeiten einzelner Personen überlegen (ausgehend von Fotos oder Texten)

Themenbereich 2: Leben und Überleben im Ghetto (Text 2, 3, 5)
- Situation und Überlebensstrategien der Menschen: Schutz vor Krankheit, „Mundraub", „Gegenwelt der Musik", Fluchtversuche
- anthropologischer Aspekt: Notwendigkeit einer „Perspektive" für den Menschen, um weiterleben zu können (vgl. Funktion des Radios in „Jakob der Lügner")
- das erwähnte Beethoven-Streichquartett anhören; Zusammenhang zum Vorspann des „Literarischen Quartetts" aufzeigen: Videoausschnitt
- diese Art und Weise des Erinnerns wahrnehmen und besprechen
- Ergänzung: Geschehnisse außerhalb der Ghettomauer: Fluchtversuche, Rettungsaktionen etc.; in literarischer Form bei: Szczypiorski, A.: Die schöne Frau Seidenman.

Themenbereich 3: Wendepunkt (Text 4)
- Widerspruch zwischen Musik draußen (Walzer) und dem Geschehen innen (Mordbefehl) herausarbeiten
- propagandistischer Sprachgebrauch, Verschleierung (z.B. „Umsiedlung) analysieren
- geplante Ausbeutung/ Bereicherung (s. Schmuck- und Geldmitnahme) erläutern
- Auswertung: Zusammenhang von Ghetto und Konzentrationslager

Themenbereich 4: Flucht (Text 5)
- „Umschlagplatz" auf der Kartenskizze suchen
- Bunker-Bau: Zusammenhang zum Ghettoaufstand aufzeigen

Vertiefungs-/ Ergänzungsphase (Geschichte oder Deutsch)

Lebenslauf Marcel-Reich-Ranickis bis heute, Juden in der Bundesrepublik heute, prägende Erfahrungen des Ghettos, „Literarisches Quartett"
Material:
- Schreiber M.: „Den tiefsten Schmerz".
- Michaelsen, S.: „Ich habe keinen Tag meines Lebens an Gott geglaubt". [in beiden Materialien auch weitere Fotos]
  alternativ: Warschauer Ghetto und deutsche Ostpolitik: Kniefall Willy Brandts (1970)
  alternativ: vom Ghetto zum Konzentrations-/Vernichtungslager: Beispiel Treblinka

Literaturhinweise:

Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan, hrsg. v. Abraham I. Katsh. Frankfurt 1967. (Neuauflage in Vorbereitung)
Heydecker, Joe J.: *Das Warschauer Ghetto. Foto-Dokumente eines deutschen Soldaten aus dem Jahr 1941*. München 1999.
Michaelsen, Sven: *„Ich habe keinen Tag meines Lebens an Gott geglaubt"*. Marcel Reich-Ranicki legt diese Woche seine Memoiren vor. In: Stern, Nr. 34, 19.8.1999, S. 36-42. (Interview)
Reich-Ranicki, Marcel: *Mein Leben*. Stuttgart 1999.
Ringelblum, Emanuel: *Ghetto Warschau. Tagebücher aus dem Chaos*. Stuttgart 1967.
Schreiber, Mathias / Traub, Rainer: *„Den tiefsten Schmerz"*. Marcel Reich-Ranicki hat seine Memoiren geschrieben. In: Der Spiegel, Nr. 32, 9.8.1999, S. 142-147.
Schwarberg, Günther: *Das Getto*. Göttingen 1989.
Szajn-Lewin, Eugenia: *Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto. Juli 1942 bis April 1943*. Leipzig 1994.
Szczypiorski, Andrzej: *Die schöne Frau Seidenman*. Zürich 1988.
Szczypiorski, Andrzej: *Mein Warschau von vor über fünfzig Jahren*. In: Europa ist unterwegs, Essays und Reden. Zürich 1996.
Vishniac, Roman: *Verschwundene Welt*. 3. Aufl. München 1984.
Yad Vashem (Hrsg.): *Everyday Life in the Warsaw Ghetto – 1941*. [Unterrichtseinheit mit Dias, Lehrer- und Schülerheft, auch in deutscher Version erhältlich: $ 41, Fax-Bestellung: 00972/2/643/3511 oder P.O.B. 3477, 91034 Jerusalem)

Alfred Hagemann

Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben

Text 1

Schon wenige Wochen nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Warschau verfügte die SS, daß die Juden ab sofort nur in einem bestimmten Teil der Stadt wohnen und sich aufhalten durften. Ein Getto wurde also angeordnet. Verheimlichen konnte man diese Rückkehr zum Mittelalter nicht, aber doch offiziell beschönigen und tarnen. Daher wurde das Wort „Getto" sorgfältig vermieden - ebenso in den plakatierten Bekanntmachungen wie in den Zeitungen, es tauchte auch niemals im Briefwechsel mit den verschiedenen deutschen Dienststellen auf. Was erreichtet werden sollte, hieß stets „der jüdische Wohnbezirk". [...] Die Juden hatten innerhalb von drei Tagen in die nördlichen, meist häßlichen und vernachlässigten Viertel Warschaus umzuziehen. Gleichzeitig sollten die dort lebenden Nichtjuden diese Viertel verlassen und ebenfalls mit Sack und Pack umziehen.

[...] Im Frühjahr erhielt der von Juden bewohnte Bezirk eine neue Bezeichnung: „Seuchensperrgebiet". Der „Judenrat" hatte ihn mit einer drei Meter hohen Mauer zu umgeben, die oben noch mit einem ein Meter hohen Stacheldrahtzaun versehen werden sollte. An den Eingängen zu diesem Terrain, dessen Grenze Juden nicht überschreiten durften, wurden Tafeln mit einer deutschen und einer polnischen Inschrift aufgestellt: „Seuchensperrgebiet - Nur Durchfahrt gestattet."

Die Behörden teilten allen Ernstes mit, es seien menschenfreundliche Motive, die sie veranlaßten, diese Mauern anzuordnen: Sie seien dazu da, die Juden vor Überfällen und Ausschreitungen zu schützen.

Gleichzeitig war in den für die polnische Bevölkerung bestimmten Zeitungsartikeln und anderen Veröffentlichungen zu lesen, die Besatzungsmacht sei gezwungen, die Juden zu isolieren, um die deutsche und die polnische Bevölkerung der Stadt vor Typhus und anderen Krankheiten zu bewahren. [...]

Am 16. November 1940 wurden die 22 Eingänge (später waren es nur noch fünfzehn) geschlossen und von da an Tag und Nacht von jeweils sechs Posten bewacht: zwei deutschen Gendarmen, zwei polnischen Polizisten und zwei Angehörigen der jüdischen Miliz, die „Jüdischer Ordnungsdienst" hieß. Diese Miliz war nicht uniformiert, doch leicht erkennbar: Die Milizionäre trugen neben dem für alle verbindlichen Armband auch noch ein zweites in gelber Farbe, ferner eine Uniformmütze und auf der Brust ein Metallschild mit einer Nummer. Bewaffnet waren sie mit einem Schlagstock.

So war aus dem „Seuchensperrgebiet", aus dem offiziell „der jüdische Wohnbezirk" genannten Stadtteil ein riesiges Konzentrationslager geworden: das Warschauer Getto. [...]

Mitten durch das Getto verlief eine der wichtigsten Warschauer Ausfallstraßen, die Ost-West-Achse. An ihr war die Wehrmacht stark interessiert, ganz besonders im Frühjahr 1941, also unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges. Denn der ganze Verkehr vom Westen über Warschau nach dem Osten konnte nur über diese Straße geleitet werden. Dadurch war der den Juden zugewiesene Wohnbezirk geteilt: Es gab jetzt das sogenannte große und das kleine Getto, die durch eine Überführung, eine (übrigens vom „Judenrat" erbaute und finanzierte) Holzbrücke miteinander verbunden waren.

aus: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*. Stuttgart 1999, S. 199ff, S. 206f., S. 211.

Text 2

Freilich waren die Straßen stets überfüllt - eine leere Straße habe ich im Getto nie gesehen, eine halbleere nur selten. Die gefürchtete Tuchfühlung mit anderen Fußgängern ließ sich nicht immer vermeiden: Auch auf der Straße konnte man sich also eine Laus holen und damit die in den meisten Fällen zum Tode führende Epidemie. Man traf ihn im Getto auf Schritt und Tritt - den Tod. Das ist wörtlich gemeint: Am Straßenrand lagen, vor allem in den Morgenstunden, die mit alten Zeitungen nur dürftig bedeckten Leichen jener, die an Entkräftung oder Hunger oder Typhus gestorben waren und für deren Beerdigung niemand die Kosten tragen wollte.

Zum Straßenbild im Getto gehörten unzählige Bettler, die, an eine Hauswand, gelehnt, auf der Erde saßen und laut jammernd um ein Stück Brot baten; ihr Zustand ließ vermuten, daß sie sehr bald nicht mehr sitzen, sondern liegen würden - von Zeitungen bedeckt. Viel Lärm machten die professionellen Straßenverkäufer und die armen Menschen, die irgendwelche Gegenstände, bisweilen Kleidungsstücke zum Verkauf anboten, um sich etwas zu essen kaufen zu können. Charakteristisch waren auch die „Reißer". So nannte man Halbwüchsige, die in der Nähe von Läden auf Passanten warteten, die dort Brot oder jedenfalls etwas Eßbares gekauft hatten. Denen entrissen sie unversehens ihr Päckchen, rannten sofort weg oder bissen trotz der Papierverpackung an Ort und Stelle hinein.

aus: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*. Stuttgart 1999, S. 212f.

Text 3

Juden galten immer schon als musikalisch, besonders jene aus osteuropäischen Ländern. Bei den Warschauer Philharmonikern, in den Orchestern der Warschauer Oper und des Polnischen Rundfunks, in den vielen Ensembles der Unterhaltungs-, Tanz-, und Jazzmusik- überall fanden sich nicht wenige Juden. Sie waren nun im Getto und allesamt arbeitslos. Da sie meist keine Ersparnisse hatten, wurde ihre Not von Tag zu Tag größer. Damals konnte man überraschende Klänge hören: in einem Hof Beethovens Violinkonzert, im nächsten Mozarts Klarinettenkonzert, allerdings ohne Begleitung. [...] Bald kamen umsichtige Musiker auf eine Idee: man möge doch im Getto ein Symphonieorchester organisieren. Um der holden Kunst zu dienen, um den Menschen Freude und Vergnügen zu bereiten? O nein anderes hatten sie im Sinn: sie wollten etwas verdienen, um den Hunger zu stillen. [...] Es läßt sich kaum vorstellen, mit welcher Hingabe damals geprobt, mit welcher Begeisterung damals musiziert wurde. Als wir 1988 im Zweiten deutschen Fernsehen das „Literarische Quartett" vorbereiteten, fragte man mich, welche Musik ich mir denn für den Vorspann und den Abspann wünsche. Ich bat um die ersten Takte des Allegro molto aus Beethovens Quartett opus 59, Nr. 3, C-Dur, das im Getto vom Streichorchester besonders oft und besonders gut aufgeführt wurde. Wann immer ich beim „Literarischen Quartett" diese Takte von Beethoven höre, denke ich an die Musiker, die im Getto gespielt haben. Sie wurden alle vergast.

[...] Die Konzerte waren immer gut besucht, die Symphoniekonzerte meist überfüllt. Der Not zum Trotz? Nein, nicht Trotz trieb die Hungernden, die Elenden in die Konzertsäle, sondern die Sehnsucht nach Trost und Erbauung - und so verbraucht diese Vokabeln auch sein mögen, hier sind sie am Platz. Die unentwegt um ihr Leben Bangenden, die auf Abruf Vegetierenden waren auf der Suche nach Schutz und Zuflucht für eine Stunde oder zwei, auf der Suche nach dem, was man Geborgenheit nennt, vielleicht sogar nach Glück. Sicher ist: Sie waren auf eine Gegenwelt angewiesen.

aus: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*. Stuttgart 1999, S. 222f., S. 228.

Text 4

Die auf die Straße hinausgehenden Fenster standen an diesem warmen und besonders schönen Tag weit offen, was den Sturmbannführer und seine Leute nicht störte. So konnte ich genau hören, womit sich die vor dem Haus in ihren Autos wartenden SS-Männer die Zeit vertrieben: Sie hatten wohl ein Grammophon im Wagen, einen Kofferapparat wahrscheinlich, und hörten Musik und nicht einmal schlechte. Es waren Walzer von Strauß [...].

Höfle eröffnete die Sitzung mit den Worten: „Am heutigen Tag beginnt die Umsiedlung der Juden aus Warschau. Es ist euch ja bekannt, daß es hier zuviele Juden gibt. Euch, den „Judenrat", beauftrage ich mit dieser Aktion. Wird sie genau durchgeführt, dann werden auch die Geiseln wieder freigelassen, andernfalls werdet ihr alle aufgeknüpft dort drüben." Er zeigt mit der Hand auf den Kinderspielplatz der gegenüberliegenden Straße. [...] Höfle diktierte weiter. Jetzt war davon die Rede, daß die „Umsiedler" fünfzehn Kilogramm Reisegepäck mitnehmen dürften, sowie „sämtliche Wertsachen, Geld, Schmuck, Gold usw.". Mitnehmen durften oder mitnehmen sollten?- fiel mir ein. Noch am selben Tag, am 22. Juli 1942, sollte der Jüdische Ordnungsdienst, der die Umsiedlungsaktion unter der Aufsicht des „Judenrates" durchführen mußte, 6000 Juden zu einem an einer Bahnlinie gelegenen Platz bringen, dem Umschlagplatz. Von dort fuhren die Züge in Richtung Osten ab. Aber noch wußte niemand, wohin die Transporte gingen, was den „Umsiedlern" bevorstand.

Im letzten Abschnitt, der „Eröffnung und Auflagen" wurde mitgeteilt, was jenen drohte, die etwa versuchen sollten, „die Umsiedlungsmaßnahmen zu umgehen oder zu stören". Nur eine einzige Strafe gab es, sie wurde am Ende eines jeden Satzes refrainartig wiederholt: „...wird erschossen". [...]

Wenige Augenblicke später verließen die SS-Führer mit ihren Begleitern das Haus. Kaum waren sie verschwunden, da verwandelte sich die tödliche Stille nahezu blitzartig in Lärm und Tumult: Noch kannten die vielen Angestellten des „Judenrates" und die zahlreichen wartenden Bittsteller die neuen Anordnungen nicht. Doch schien es, als wüßten oder spürten sie schon, was sich eben ereignet hatte - daß über die größte jüdische Stadt Europas das Urteil gefällt worden war, das Todesurteil.

Höfle, Hermann: SS-Sturmbannführer, Leiter der „Ausrottungskommando" genannten Hauptabteilung Reinhard beim SS- und Polizeiführer

aus: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*. Stuttgart 1999, S. 236-239.

Text 5

Da der Weg zum „Umschlagplatz" sehr kurz war, konnte uns die Flucht aus der Kolonne nur jetzt gelingen oder nie - zumal die Flucht aus dem Eisenbahnzug nach Treblinka so gut wie unmöglich war.

Auf jene, die aus der Kolonne ausscherten, wurde sofort geschossen - wenige blieben auf dem Straßendamm liegen. Aber dieses Risiko mußten wir in Kauf nehmen. Ich gab Gustawa Jarecka, die mit ihren beiden Kindern in unserer Reihe stand, ein Zeichen, daß wir ausbrechen wollten, und sie uns folgen solle. Sie nickte. Schon wollte ich fliehen, doch den tödlichen Schuß befürchtend, zögerte ich noch einen Augenblick. Da zerrte mich Tosia aus der Reihe, wir rannten in das Tor eines schon im September 1939 zerstörten Hauses [...]. Gustawa Jarecka folgte uns nicht, sie ist mit ihren beiden Kindern im Waggon nach Treblinka umgekommen. [...] Vor dem Tor der Hausruine in der Mila-Straße sprangen wir in einen Keller, der zu unserer Verwunderung mit anderen Kellern verbunden war. Offenbar hatte man hier die Mauern durchbrochen, um einen Bunker zu bauen. So kamen wir in den letzten von der Straße schon ziemlich weit entfernten Keller. Hier hörte man keine Schreie und keine Schüsse, hier war alles vollkommen still - und hier blieben wir bis zum Abend. Niemand suchte uns.

Tosia: Reich-Ranickis Ehefrau, die er im Ghetto (zu ihrem Schutz) heiratete
Gustawa: polnische Schriftstellerin, Arbeitskollegin
Bunker: Vorbereitungen des Ghetto-Austandes

aus: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*. Stuttgart 1999, S. 271.

Baustein 4

Das Prager Ghetto

Klassenstufe: **7-13**
Zeitaufwand: **ca. 6 Unterrichtsstunden, beliebig erweiterbar**
Themen: **Geschichte und Kultur der jüdischen Bevölkerung in Prag.**
Wahrheit und Geschichte in jüdischen Legenden (Rabbi Löw).
Franz Kafka und der Prager Kreis
Gustav Meyrink: Der Golem

Seit dem frühen Mittelalter war Prag die Stadt der drei Völker: der Tschechen, der Deutschen und der Juden. Nur in dieser Stadt war die eigentümliche Verschmelzung von Slawischem, Deutschem und Jüdischem möglich.
Prag, am Kreuzpunkt einiger bedeutender Handelswege gelegen, besaß zugleich eine der ältesten jüdischen Siedlungen Europas;
Caput regni Praga - Prag, das Haupt der Macht, eine der Hauptstätte europäischen Schicksals;
Prag, die österreichische Provinzstadt, die 300 Jahre lang, im Schatten Wiens, einen Dornröschenschlaf hielt;
Prag, die Stadt von Nationalitätenkämpfen, die Haltung und Eigenart des 'Prager Kreises' beeinflußten;
Prag zur Zeit Masaryks, eine Phase, die nach dem ersten Weltkrieg ein friedliches Mit- und Nebeneinander der drei Kulturen ermöglichte;
Prag, die Zufluchtsstätte für deutsche Emigranten nach 1933;
Prag die Stadt des Attentats auf Heydrich.
Zehntausende von Prager Juden sind während der NS-Zeit ermordet worden (ihre Namen sind auf den Wänden der Pinkas Synagoge eingraviert) und nach dem 2. Weltkrieg wurde mit der Vertreibung der Deutschen ein weiterer Bestandteil der Prager Kultur zerstört.

Die Anfänge der Prager Judengemeinde verlieren sich im Dunkel der Sage und gehen angeblich schon auf das 10. Jahrhundert zurück. Immer wieder war sie im Lauf der Jahrhunderte furchtbaren Verfolgungen ausgesetzt. Zu Ende des Dreißigjährigen Krieges lebten in Prag knapp 1 500 Juden, bis Ende des 18. Jahrhunderts dann schon 14 000, um 1900 wuchs die Zahl auf 25 000 und 1935 waren es nach offiziellen jüdischen Angaben 35 000, von denen nicht einmal 20 % das Kriegsende überlebten.
Prags Geschichte und Kultur wäre ohne die Juden nicht denkbar. Über Jahrhunderte hinweg haben sie das Leben der Stadt beeinflußt und befruchtet. Stets standen sie dabei zwischen Tschechen und Deutschen.
Die Macht der Vergangenheit manifestierte sich auf eine besondere Weise in dem architektonischen Kuriosum des jüdischen Ghettos, dessen Eigenart und Atmosphäre das Gesicht der Stadt prägten. Ursprünglich war es eine von Mauern umgebene Stadt mit eigener Verwaltung, in weiten Teilen war es unterkellert, um den Juden im Fall von Pogromen Fluchtmöglichkeiten zu bieten.
„Es war eine eigene Welt, in der das Gesetz seine Gültigkeit verloren zu haben schien, wo halbnackte Kinder sich tummelten, und Weiber ihre persönlichsten Angelegenehiten vor den Augen der Nachbarn verrichteten. Hier wurde unter freiem Himmel zu Mittag und zu Abend gegessen, an Sommerabenden, wenn die Schwüle einen drinnen nicht mehr atmen ließ, wurden von Tor zu Tor, von Fenster zu Fenster die heikelsten Dinge hin- und hergerufen, tschechisch, deutsch, jiddisch, in jenem Jargon, den außerhalb dieser Gemeinschaft nur wenige verstanden. Gleich neben den Bordellen wohnten die Frommen, die die Feiertage hielten; wo aus den Kneipen die Stimmen Betrunkener grölten, drang gleich daneben aus den Synagogen das Gemurmel der Gebete." (Jiri Grusa: *Franz Kafka aus Prag*. Frankfurt/M. 1983, S.)
Es ist kein Zufalll, daß die hohe Geltung der Prager Judenschaft mit der Zeit Kaiser Rudolfs II. zusammenfällt, zugleich auch mit dem Höhepunkt der jesuitischen Unduldsamkeit gegenüber den Juden in Spanien unter Philipp II. Der Glanz des Ghettos in dieser Zeit verbindet sich mit zwei außergewöhnlichen Persönlichkeiten: mit Marcus Mordechai Meisel, dem Primas der Judenstadt und mit Rabbi Jehuda Bezalel Löw. Der erste erreichte seine hervorragende Stellung sowohl als Finanzier der Kriegsunternehmen des Kaisers als auch als Bauherr der Judenstadt, der zweite durch seine Gelehrsamkeit und Weisheit. Sein Wissen umfaßte die Bereiche der Religionsphilosophie wie auch der Naturwissenschaften, besonders der Astronomie und Astrologie. Der Einfluß beider Männer, den sie auch beim christlichen Herrscher geltend machen konnten, war eine große Stütze der Judengemeinde gegen ihre Feinde. Ihr Wirken und die mystische Stimmung, die sich damit verband, ist festgehalten in den Sagen und Legenden der Prager Judenstadt.

1781 wurde das Ghetto unter Josef II. geöffnet und die Juden hatten jetzt auch das Recht in andere Stadtteile überzusiedeln. Aus Erinnerung an dieses Ereignis wurde es seither Josefsstadt genannt.
Mit Spitzhacken begann man 1895 die Sanierung der Altstadt und zerstörte im Laufe von 22 Jahren Haus um Haus, um diesen Teil der Stadt den hygienischen Verhältnissen anzupassen. Als das Ghetto fiel, blieben vor allem der jüdische Friedhof und die Altneuschul, die Synagoge aus dem 13. Jahrhundert als Zeugen dieser arichtektonischen Besonderheit.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sahen die Konflikte natürlich anders aus, doch es zeigen sich auch verblüffende Parallelen, wieder saßen die Juden „zwischen allen Stühlen und gehörten nirgends so richtig hin". Die Autoren des „Prager Kreises", die fast ausnahmslos jüdisch und von der Kultur des Ghettos geprägt waren, verband eine Art „Haßliebe" mit Prag.

Kafka urteilte über diese Stadt:
„An zwei Seiten müßten wir es anzünden, am Vysehrad und am Hradshin, dann wäre es möglich, daß wir loskommen."

oder Gustav Meyrink, langjähriger Simplicissimus Mitarbeiter und Autor spannender gespenstisch - mystischer Romane:
„Es gibt keine Stadt der Welt, der man so gerne den Rücken kehren möchte, wenn man in ihr wohnt, wie Prag: aber auch keine, nach der man sich so zurücksehnt, kaum, daß man sie verlassen hat."

oder Egon Erwin Kisch, der 1897 als Kind den berühmt-berüchtigten Dezembersturm miterlebte, der mit dem Angriff auf deutsche Institutionen begann, dann aber in antisemitischen Terror umschlug.
„Zu denen zu gehören, die gehetzt, mißhandelt wurden und selbst zuhause nicht vor dem Wahnwitz der Gasse sicher waren, mitzuerleben, wie gebrandschatzt und zertrümmert wurde, wie der Feuerschein des Nationalen durch die ausgebrannten Ladentüren und die zertrümmerten Fensterscheiben züngelte, überall hin, wie plötzlich durch die vorhin noch menschenvollen, heulenden, klirrenden Gassen die Hufe der Kavalleriepferde klapperten, die Trompeten Sturm bliesen, die Säbel und Bajonette in klarer Ordnung im Gaslicht blitzten."

Man hat die Situation der deutschsprachigen, jüdischen Autoren oft als dreifaches Ghetto bezeichnet: ein deutsches - denn sie sprachen und schrieben deutsch und waren damit von ihrer tschechischen Umgebung abgesondert -, ein bürgerliches - denn sie gehörten alle der sozial besser gestellten Schicht an - und ein jüdisches - denn die Prager deutsche Kolonie errichtete auch im Innern eine unsichtbare Mauer zwischen ihren jüdischen und nichtjüdischen Bürgern. Zusätzlich verschärft wude diese Situation durch die Reaktion des jüdischen Bürgertums, das sich mit der Parole „es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird", mit allen Künsten von der Realität absperrte und die Existenz des Judenhasses leugnete.
Die Prager deutschen Schriftsteller ahnten, daß der habsburgischen Monarchie der Abgrund und das Ende nahten. Österreich-Ungarn war die erste europäische Großmacht, die nicht nur vom Untergang bedroht war, sondern diesen bereits erlebte. Prag war der Hauptschauplatz des Nationalitätenkampfes, dessen Intensität die Prager Deutschen vor allen anderen zu spüren bekamen. Die deutschen Juden hatten unter diesen Spannungen am meisten zu leiden, denn sie wurden von keiner Gruppe akzeptiert. Innerhalb der deutschen Gruppe als Juden isoliert, begegnete ihnen genauso der Judenhaß der tschechischen Nationalisten, die mehrheitlich antisemitisch eingestellt waren. Später beschreibt Kafka diesen Konflikt so:
„Er hat zwei Gegner: der erste bedrängt ihn von hinten, vom Ursprung her. Der zweite verwehrt ihm den Weg nach vorn. Er kämpft mit den beiden. Eigentlich unterstützt ihn der erste im Kampf mit dem zweiten, denn er will ihn nach vorn drängen und ebenso unterstützt ihn der zweite im Kampf mit dem ersten, denn er treibt ihn zurück. Denn es sind ja nicht nur zwei Gegner da, sondern auch noch er selbst, und wer kennt eigentlich seine Ansichten. Immerhin ist es sein Traum, daß er einmal in einem unbewachten Moment - dazu gehört allerdings eine Nacht, so finster wie noch keine war - aus der Kampflinie ausspringt und wegen seiner Kampfeserfahrung zum Richter über seine miteinander kämpfenden Gegner wird."
(Franz Kafka, *Beschreibung eines Kampfes* in: *Sämtliche Erzählungen*, Hamburg 1980, S.222)

Literaturhinweis:
Ausführliches Material über die Geschichte und das Leben der Prager Juden finden Sie in folgenden Büchern:
Alois Hofmann und Renate Heuer (Hrsg.): *Aus dem böhmischen Ghetto - Sagen, Legenden und Erzählungen*. Frankfurt/M. 1995.
Fritz Böhm: *6 mal Prag*. München, Zürich 1988.

Rabbi Löw

Viele Legenden ranken sich um diesen Weisen, der im 16. Jahrhundert angeblich eine Gestalt aus Lehm und Ton zum Leben erweckte, eine Art jüdischen Frankenstein, der die jüdische Gemeinde vor Anschlägen und Pogromen warnen sollte. Als dieser künstliche Mensch sich verselbständigte und anfing Unheil anzurichten, entnahm der Rabbi ihm seinen Lebensfunken wieder und bettete ihn unter dem Dach der Altneusynagoge zur Ruhe.
In den Märchen und Sagen um diesen jüdischen Weisen verbirgt sich die Sehnsucht der Gedemütigten, ihre Demütigung loszuwerden, sich zu verteidigen oder manchmal das nackte Leben zu retten. Zwei wichtige Orte in Prag erinnern besonders an ihn: die jüdische Synagoge aus dem 13. Jahrhundert, die Altneuschul, und der jüdische Friedhof: Ein bizarrer Hügel, heute eingekeilt zwischen bürgerlichen Häusern, in der Nähe des Altstädter Rings, gebildet von vielen Schichten Gräber. Die alten Grabsteine stehen dicht beeinander; es sind Tausende.
„Zwischen den Gräberzeilen hinten an der Mauer geht jemand suchend umher. Dann bleibt er am Grabmal des berühmten jüdischen Gelehrten Rabbi Löw stehen. Jetzt beugt er sich über das Grab. Vielleicht legt er ein Steinchen darauf, dem Toten zum ehrenden Angedenken. Wie es die Juden taten, als sie durch die Wüste zogen, wo es keine Blumen gab. Vielleicht aber schiebt er in einen Riß des Grabmals ein Zettelchen mit seinem geheimsten Wunsch und der Bitte um dessen Erfüllung. Den Glauben an die Wunderkräfte des Rabbis vermochten selbst die Jahrhunderte nicht zu erschüttern.
Schon streicht der Nebel lautlos auch um das Grab des berühmten Rabbis, und über ein Weilchen wird er alles verhüllen. Die Umrisse der Grabmale verschwimmen. Nahes entfernt sich, und Entferntes ist nah.
Der Schritt des letzten Friedhofbesuchers verhallt. Dann nur noch Stille und Dämmer. Es ist die Stunde, da Sagen und Märchen zum Leben erwachen und all jene aufsuchen, die gerne zuhören.
Hören auch wir zu.“
(Aus: *Der Golem, Jüdische Sagen und Märchen aus dem alten Prag*, 1992, S. 10)

Gustav Meyrink: Der Golem

Gustav Meyrink, der langjährige Simplicissimus - Mitarbeiter und Autor spannender gespenstisch - mystischer Romane war in einer ähnlichen Haßliebe mit Prag verbunden wie Franz Kafka. Seine unverhohlene Abneigung gegen die Prager und die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Stadt stand in direktem Gegensatz zur seltsamen Faszination, die diese Stadt zeitlebens auf ihn ausübte.
Zum Zeitpunkt des Abbruchs des alten Ghettos, um 1900 spielt sein Roman *Der Golem*, der sofort nach seinem Erscheinen 1915 ein Bestseller wurde. Das scheinbar Tote der engverschachtelten Ghettohäuser mit ihren deformierten Über- und Nebenbauten belebt, ja dämonisiert Meyrink zu einem Bild von Bosheit und Grauen.
Ähnlich wie in den phantastischen Romanen von E.T.A. Hoffmann oder Edgar Allen Poe verschwimmen im Golem Alltagswelt, traumhafte Phantasie und magische Vision. Der Ich-Erzähler des Romans träumt der Gemmenschneider Athenasiums Pernath zu sein, der die Erinnerung an seine Vergangenheit verloren hat und darum ringt, dieses Rätsel zu lösen. Im Verlauf des Romans entdeckt er eines Nachts „das Zimmer ohne sichtbaren Zugang“. In diesem Zimmer gewinnt die Gestalt des Golem, der im Roman ein Doppelgänger und damit Teil seines eigenen Ichs ist, Gestalt. Damit wird die Verbindung geschlagen zur wohl größten Gestalt, die das jüdische Ghetto hervorgebracht hat, der des Rabbi Löw. Dieser große Weise erweckte im 16. Jahrhundert der Sage nach den Golem, eine Gestalt aus Lehm und Ton zum Leben und sandte ihn zum Schutz seiner Gemeinde aus, um Anschläge gegen sie aufzuspüren und zu vereiteln. Die historische Sagengestalt des Rabbi Löw hat mit Meyrinks Titelgestalt wenig zu tun. Bei ihm wird sie zu einem immer wieder auftauchenden Gespenst, das eine erhebliches Maß an Unheimlichkeit ausstrahlt und das sowohl psychologische als auch mystische Elemente symbolisiert. Nur mancher Begnadete, der dem Golem als Doppelgänger ins Gesicht gesehen und ihn überwunden hat, darf sich rühmen, ein wahrhaft bewußt handelnder Mensch zu sein. Im Grunde ist er eine Metapher für das Ringen mit dem Unterbewußten und der Angst, um die eigene Identität zu finden. Der Ich-Erzähler erlebt diesen notwendigen Kampf in einem Zimmer ohne Zugang, zu dem er tief in der Nacht nach einem langen Irrweg durch die Gänge und Schächte des unterkellerten Ghettos gelangt.

I.) Arbeitshinweise zu dem Text *„Wie der Golem die Juden beschützte“*.

- Bitte fasse den Inhalt der Legende „Wie der Golem die Juden beschützte“ zusammen.
- Was erfahren wir über das Leben der Juden im Ghetto?
- Was erfahren wir über den Konflikt zwischen Christen und Juden?
- Wer war der Golem und welche Funktion hatte er für die jüdische Gemeinde?
- Bitte informiere Dich über die Person des Rabbi Löw.

Hinweis:
Informationen über die Person Rabbi Löws und Legenden über die Erschaffung und Geschichte des Golem finden sich in den Literaturverweisen des Einführungstextes des vorliegenden Bausteins.

II.) Arbeitshinweise zu Gustav Meyrink *Der Golem*

- Wie wird die Atmosphäre des jüdischen Ghettos im vorliegenden Textauszug geschildert?
- Was erfahren wir hier über das Leben der Menschen im Ghetto?

Erweiterung:
zusätzliche Arbeitshinweise zu Gustav Meyrink *Der Golem* und Franz Kafka *Das Stadtwappen*
- Wie läßt sich die Haßliebe Kafkas und Meyrinks zu Prag anhand der vorliegenden Texte belegen?
- Bitte informieren Sie sich über die historisch-gesellschaftlichen Konflikte, die dieser Haßliebe zugrunde lagen.

Die Unterrichtseinheit läßt sich zeitlich beliebig erweitern, indem wichtige andere Textpassagen aus Meyrinks Roman *Der Golem* oder der Roman insgesamt behandelt werden. Das Wissen über die besondere Kultur des jüdischen Ghettos Ende des 19. Jahrhundert, über die Atmosphäre, über jüdisches Leben und jüdische Mystik läßt sich anhand der Lektüre erweitern und vertiefen.

III.) Arbeitshinweise zu Franz Kafka *Das Stadtwappen*

- Versuchen Sie, den Ablauf des babylonischen Unternehmens und seine Folgen zu beschreiben; beachten Sie dabei den Zeitpunkt, von dem aus erzählt wird.
- Woran scheitert nach Ihrem Textverständnis der Turmbau?
- Wie deuten Sie die Sehnsucht der Menschen nach der Zerstörung der Stadt?

Einen besonders für Schülerinnen und Schüler interessanten Zugang zu Kafka - seine Beziehung zu Prag und zum Judentum - findet sich in dem teilweise als Comic illustrierten Band von David Zane Mairowitz und Robert Crumb: *Kafka for Beginners*. Cambridge 1993 und weiterhin in Jirí Grusa: *Franz Kafka und Prag*. Frankfurt/M. 1983.

Petra Schneider

Wie der Golem die Juden beschützte

Rabbi Löw sandte allnächtlich den Golem aus, über die Gassen der Judenstadt und der Prager Altstadt zu wachen. Sollte er etwas Verdächtiges sehen oder jemanden entdecken, der gegen die Juden Böses im Schilde führte, hatte er sogleich einzugreifen.

Zumal vor dem Pessachfest, von dem unter den Christen allerlei falsche Vorstellungen umgingen, beobachtete er besonders wachsam alles, was sich zu nachtschlafener Zeit in der Judenstadt und rings ums Ghetto tat.

Seine Rundgänge unternahm der Golem als christlicher Lastenträger verkleidet. Wenn er eine ausnehmend schwierige Aufgabe zu bewältigen hatte, hängte Rabbi Löw ihm ein Amulett um den Hals, ein Stück Hirschleder, mit Geheimzeichen beschriftet. Das Amulett machte den Golem unsichtbar. Ungesehen betrat er Prager Schenken und lauschte den Gesprächen, ungesehen strafte er jene, die Strafe verdienten.

Um diese Zeit geschah es, daß in der Prager Judenstadt eine christliche Dienstmagd verschwand. An Samstagen, da den Juden jedwede Art von Arbeit verboten ist, hatte die christliche Dienstmagd in jüdischen Haushalten ausgeholfen. Und nun war sie weg und niemand wußte, wohin sie verschwunden war. Einige Tage nach dem Verschwinden der Magd verschwand aus dem Ghetto auch das Mädchen Dina, die Tochter eines jüdischen Wundarztes.

Anfangs standen die beiden Fälle offenbar in keinem Zusammenhang. Aber bald entwuchs aus ihnen eine Gefahr, welche die ganze Judenstadt bedrohte. Die Tochter des Wundarztes war in ein nahegelegenes Kloster geflohen. Sie hatte schon längere Zeit heimlich mit den Mönchen verhandelt. Sie wollte dem jüdischen Glauben abschwören und den christlichen annehmen. Ihre Flucht versetzte ganz Prag in Aufregung. Aber in noch größere Aufregung versetzte Christen und Juden das, was Dina aussagte.

Ein hoher kirchlichen Würdenträger stellte mit Dina, der Tochter des Wundarztes, ein langes Verhör an, wie in solchen Fällen damals üblich. Er fragte sie aus, warum sie entschlossen sei, dem jüdischen Glauben abzuschwören, er fragte sie aus nach ihrem Leben, und Dina gab auf alles bereitwillig Antwort. Sie wollte als zum christlichen Glauben Bekehrte Lob und Bewunderung ernten. Daher meinte sie auch, durch üble Nachrede all das verunglimpfen zu müssen, dem sie entstammte.

»Sprich«, sagte der Geistliche, »ist es wahr, daß die Juden für ihr Osterbrot Christenblut verwenden?«

»Ja, es ist wahr«, bestätigte Dina eifrig. »Weißt du etwa«, fragte der Geistliche weiter, »wo die Juden das Christenblut zum Backen des Osterbrotes heuer herbekommen haben?« Dina überlegte, aber nicht lange.

»Und ob ich das weiß«, sagte sie. »Vor dem Frühlingsfest ist in der Judenstadt eine christliche Magd verschwunden.«

»Bedenke genau, was du da behauptest, Tochter«, sagte der Geistliche.

Und da, um ihren Worten mehr Gewicht zu verleihen, schwor das jüdische Mädchen Dina bei seiner Seele, es habe mit eigenen Ohren die Unterhaltung der beiden Synagogendiener Abraham Chaim und Josef mitangehört.

»Josef ist doch stumm«, wandte der Geistliche ein.

»Stumm mag er sein«, entgegnete Dina unbeirrt, »aber er redet mit den Händen besser als so manch anderer mit der Zunge. Ganz bestimmt haben die beiden über die Dienstmagd gesprochen und davon, wie sie ihr das Leben genommen haben.«

Noch am selben Tag, als Dina den furchtbaren Verdacht auf die jüdische Gemeinde gewälzt hatte, erfuhr der hohe Rabbi Löw von ihrer Aussage, und ihm wurde traurig zumute. Ein großes Elend ist den Menschen auferlegt, dachte er, und ein schweres Joch lastete auf Adams Söhnen. Und ein Bibelvers kam ihm in den Sinn, der da lautet: Denn aus Kleidern geht die Motte hervor, und aus einer unwürdigen Frau die Schlechtigkeit.

Aber es mußte unverzüglich gehandelt werden. Der Rabbi ahnte, daß die Stadtwache gar bald kommen würde, um die Synagogendiener Abraham Chaim und Josef zu ergreifen. Und er beschloß, den Golem um jeden Preis zu retten. Er brauchte ihn nämlich zu einem höchst wichtigen Zweck. Also versteckte er den Golem in einem Alkoven seines Hauses und zog des Golems Kleider einem anderen Stummen an. Er baute darauf, daß die Richter, denen man den Stummen vorführen würde, das wahre Aussehen des Golems nicht kannten.

Kaum war es ihm gelungen, das Nötigste zu bewerkstelligen, da erschienen auch schon die Büttel. Sie führten Abraham Chaim in ihrer Mitte und wollten jetzt den Josef holen. Sie nahmen jedoch den Falschen mit.

Rabbi Löw atmete auf. Die erste List war gelungen, nun mußte auch noch die zweite gelingen.

Er befreite den Golem aus dem Alkoven, zog ihm Bauernkleider an und hielt ihm einen Brief hin.

»Josef«, sprach er, »du suchst ganz Prag ab, und wenn du eine christliche Magd findest, die in der Judenstadt gedient hat, gibst du ihr diesen Brief und bringst sie mit hierher. Wenn du sie in Prag nicht findest, suchst du die ganze Umgebung der Stadt ab, und wenn du sie dort nicht findest, suchst du, wenn es nicht anders geht, ganz Böhmen ab.«

Und der hohe Rabbi erklärte dem Golem, was für ein Unheil über die Judenstadt hereinbrechen würde, wenn die Magd nicht rechtzeitig zurückkam.

Der Golem nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte.

Er war in allem, was den Schutz der jüdischen Gemeinde betraf, regsam und flink. Er war dazu erschaffen, wie der Singvogel zum Singen erschaffen ist und der helle Tag zur Arbeit und die dunkle Nacht zum Schlafen.

Der Rabbi händigte dem Golem den Brief aus. In dem Brief bat er die Magd im Namen ihrer Dienstherrin, sich rasch wieder einzufinden. Und falls es ihr an Mitteln mangle, werde er ihr alles vergüten. Einstweilen übersende er ihr ein Aufgeld von 25 Talern.

Der Golem verließ das Haus des Rabbis, und eine lange Zeit des Wartens brach an.

Mittlerweile rückte der Gerichtstag näher. Rabbi Löw war als Vertreter der jüdischen Gemeinde vorgeladen worden. Obwohl er weise und redegewandt war, befürchtete er diesmal, nicht viel erreichen zu können, wenn der Golem die Magd nicht fand, ohne deren Anwesenheit die Verleumdungen nicht entkräftet werden konnten.

In allen Prager Synagogen ging es in diesen Tagen lebhaft zu. Die Juden beteten um die Abwendung der Gefahr, die schon bedrohlich nahe war. Falls sie den Gerichtsprozeß verloren, konnten sie so gut wie sicher sein, daß rachsüchtige, raubende und mordende Banden in die Judenstadt einfielen wie weiland zu Lebzeiten des Gelehrten und Dichters Awigdor Kara.

Der Gerichtstag war gekommen, und der Golem hatte noch immer nichts von sich verlauten lassen. Rabbi Löw ordnete strenges Fasten an, aber der Himmel wollte sich nicht erbarmen.

Die Morgenröte des schicksalhaften Gerichtstages überraschte den hohen Rabbi Löw am Fenster. Er hoffte immer noch, der Golem werde plötzlich in der Gasse auftauchen und alles retten.

Mit zunehmender Tageshelle schwand des Rabbis Hoffnung.

In der Altneu-Synagoge fanden an diesem Tage feierliche Gottesdienste statt wie beim Versöhnungsfest. Und die Menschen vergaben einander die Sünden, und Sorge und Trauer hielten tränenreich Einzug unter dem Gewölbe der Synagoge. Nach Hause aber gingen die Juden trotz allem gestärkt von den Worten des Rabbis.

Für alle brach ein arbeitsreicher Tag an. Dem hohen Rabbi Löw und dem Gemeindevorsteher Mordechai Meisl fiel die traurige Pflicht zu, der Gerichtsverhandlung beizuwohnen. An ein Gewinnen des Prozesses war nicht im Traum zu denken. Und vom Golem und von der Magd noch immer keine Spur. Vor dem Gebäude, in dem das Gericht tagte, hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt. Sobald Dina, die Tochter des Wundarztes, mit ihren Begleitern erschien, erscholllen Jubelrufe und Begeisterungsschreie. Ihr folgten durchs Gedränge der Gemeindevorsteher Meisl und der hohe Rabbi Löw. Die Menge begann zu murren, von allen Seiten hagelte es Drohungen: ein Vorspiel des Unheils, das die beiden Juden heraufziehen sahen.

Kaum hatten sie den Gerichtssaal betreten, richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf sie und folgten ihnen, als hätten sie selbst die heimlichen und ruchlosen Untaten begangen.

Der Richter eröffnete die Verhandlung und befahl, die beiden Synagogendiener vorzuführen: den echten Abraham Chaim und den stummen mutmaßlichen Josef. Beide wurden des Mordes an der christlichen Dienstmagd beschuldigt, die im Ghetto verschwunden war.

Dann ließ der Richter die Kronzeugin vorführen, des Wundarztes Tochter Dina, und stellte ihr folgende Frage:

»Erkennst du die Synagogendiener? Sind es jene, deren Gespräch über die christliche Dienstmagd du belauscht hast?«

»Und ob ich sie erkenne«, sagte Dina. »Der eine heißt Abraham und der andere Josef. Genau diese beiden haben geprahlt, daß sie die Dienstmagd ermordet haben.«

Nach dieser Auskunft geriet der Richter ins Sinnen. Da drang in seine Gedanken und in die Stille des Saales durchs offene Fenster das Rattern eines in rasender Fahrt herannahendes Fuhrwerks. Das Geratter brach vor dem Tor des Gerichtsgebäudes ab, schon flogen die beiden Flügel der Saaltür auf, und da war der Golem, die Hand der totgeglaubten Dienstmagd fest in der seinen. Verwirrt von den vielen Menschen im Saal, suchte er irrenden Blicks die Stelle, wo der hohe Rabbi Löw saß. Der hatte sich jedoch bereits erhoben und winkte dem Golem zu. Der Golem stapfte zu ihm hinüber und begann unverzüglich, ihm in der Zeichensprache zu berichten, was er erlebt hatte.

Die Dienstmagd hatte er weder in Prag gefunden noch in den Dörfern, die ihm ihre Bekannten genannt hatten. Er mußte sich bis ans andere Ende von Böhmen aufmachen, zu ihrem Bruder, wohin sie zu Besuch gefahren war. Dort hatte er sie dann angetroffen, hatte ihr den Brief ausgehändigt und ihren Bruder gezwungen, sie beide so schnell wie möglich nach Prag zu fahren. Hätten sie wegen der Pferde nicht rasten müssen, wären sie schon früher angekommen. Sie waren zum Haus des Rabbi Löw gefahren, und dessen Frau hatte ihnen gesagt, sie würden ihren Ehemann hier antreffen. Und da waren sie also, und dem Himmel sei Dank dafür.

Ein Raunen der Verwunderung ging durch den Gerichtssaal. Die Leute zeigten auf die totgeglaubte Dienstmagd und auf Josef, und das Gericht mußte den lebenden Beweis anerkennen. Dina erbleichte und starrte bald den echten und bald den falschen Josef an.

Sodann ergriff der hohe Rabbi Löw das Wort und hielt eine seiner glänzendsten Reden. Er zeigte an Dinas Zeugnis auf, wie eine Lüge sich selbst das Grab gräbt. Mit flammenden Worten verwahrte er sich gegen die Verleumdungen und erläuterte am Beispiel der christlichen Dienstmagd, wie um ein Haar großes Unrecht geschehen wäre. Die beschuldigten Synagogendiener, der echte sowie der vermeintliche, kehrten mit Rabbi Löw, mit dem Gemeindevorsteher Meisl, dem glücklichen Golem und der christlichen Dienstmagd in die Judenstadt zurück.

Mit ihrer Rückkehr zog in die jüdischen Häuser wieder Ruhe und Frieden ein.

(aus: Eduard Petiska, *Der Golem - Jüdische Sagen und Märchen aus dem alten Prag*, Prag 1992, S. 61ff)

Prag

... und musterte die mißfarbigen Häuser, die da vor meinen Augen wie verdrossene alte Tiere im Regen nebeneinander hockten. Wie unheimlich und verkommen sie alle aussahen!

Ohne Überlegung hingebaut standen sie da, wie Unkraut, das aus dem Boden dringt.

An eine niedrige, gelbe Steinmauer, den einzigen standhaltenden Überrest eines früheren, langgestreckten Gebäudes, hat man sie angelehnt - vor zwei, drei Jahrhunderten, wie es eben kam, ohne Rücksicht auf die übrigen zu nehmen. Dort ein halbes, schiefwinkliges Haus mit zurückspringender Stirn, - ein andres daneben: vorstehend wie ein Eckzahn.

Unter dem trüben Himmel sahen sie aus, als lägen sie im Schlaf, und man spürte nichts von dem tückischen, feindseligen Leben, das zuweilen von ihnen ausstrahlt, wenn der Nebel der Herbstabende in den Gassen liegt und ihr leises, kaum merkliches Mienenspiel verbergen hilft.

In dem Menschenalter, das ich nun hier wohne, hat sich der Eindruck in mir festgesetzt, den ich nicht loswerden kann, als ob es gewisse Stunden des Nachts und im frühesten Morgengrauen für sie gäbe, wo sie erregt eine lautlose, geheimnisvolle Beratung pflegen. Und manchmal fährt da ein schwaches Beben durch ihre Mauern, das sich nicht erklären läßt, Geräusche laufen über ihre Dächer und fallen in den Regenrinnen nieder und wir nehmen sie mit stumpfen Sinnen achtlos hin, ohne nach ihrer Ursache zu forschen.

Oft träumte mir, ich hätte diese Häuser belauscht in ihrem spukhaften Treiben und mit angstvollem Staunen erfahren, daß sie die heimlichen eigentlichen Herren der Gasse seien, sich ihres Lebens und Fühlens entäußern und es wieder an sich ziehen können - es tagsüber den Bewohnern, die hier hausen, borgen, um es in kommender Nacht mit Wucherzinsen wieder zurückzufordern.

Und lasse ich die seltsamen Menschen, die in ihnen wohnen wie Schemen, wie Wesen - nicht von Müttern geboren -, die in ihrem Denken und Tun wie aus Stücken wahllos zusammengefügt scheinen, im Geiste all mit vorüberziehen, so bin ich mehr denn je geneigt zu glauben, daß solche Träume in sich dunkle Wahrheiten bergen, die mir im Wachsein nur noch wie Eindrücke von farbigen Märchen in der Seele fortglimmen.

Dann wacht in mir heimlich die Sage von dem gespenstischen Golem, jenem künstlichen Menschen, wieder auf, den einst hier im Getto ein kabbalakundiger Rabbiner aus dem Elemente formte und ihn zu einem gedankenlosen automatischen Dasein berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob.

Und wie jener Golem zu einem Lehmbild in derselben Sekunde erstarrte, in der die geheime Silbe des Lebens aus seinem Munde genommen ward, so müßten auch, dünkt mich, alle diese Menschen entseelt in einem Augenblick zusammenfallen, löschte man irgendeinen winzigen Begriff, ein nebensächliches Streben, vielleicht eine zwecklose Gewohnheit bei dem einen, bei einem andern gar nur ein dumpfes Warten auf etwas gänzlich Unbestimmtes, Haltloses - in ihrem Hirn aus.

Was ist dabei für ein immerwährendes, schreckhaftes Lauern in diesen Geschöpfen!

Niemals sieht man sie arbeiten, diese Menschen, und dennoch sind sie früh beim ersten Leuchten des Morgens wach und warten mit angehaltenem Atem - wie auf ein Opfer, das doch nie kommt.

Und hat es wirklich einmal den Anschein, als träte jemand in ihren Bereich, irgendein Wehrloser, an dem sie sich bereichern könnten, dann fällt plötzlich eine lähmende Angst über sie her, scheucht sie in ihre Winkel zurück und läßt sie von jeglichem Vorhaben zitternd abstehen.

Niemand scheint schwach genug, daß ihnen noch so viel Mut bliebe, sich seiner zu bemächtigen.

»Entartete, zahnlose Raubtiere, von denen die Kraft und die Waffe genommen ist«, sagte Charousek zögernd und sah mich an.

Wie konnte er wissen, woran ich dachte?

So stark facht man zuweilen seine Gedanken an, daß sie imstande sind, auf das Gehirn des Nebenstehenden überzuspringen wie sprühende Funken, fühlte ich. [...]

Mir war, als starrten die Häuser mit tückischen Gesichtern voll namenloser Bosheit auf mich herüber - die Tore: aufgerissene schwarze Mäuler, aus denen die Zungen ausgefault waren, Rachen, die jeden Augenblick einen gellenden Schrei ausstoßen konnten, so gellend und haßerfüllt, daß es uns bis ins Innerste erschrecken müßte.

(aus: Gustav Meyrink, *Der Golem*, Berlin 1988, S. 32f)

Franz Kafka: Das Stadtwappen

Anfangs war beim babylonischen Turmbau alles in leidlicher Ordnung; ja, die Ordnung war vielleicht zu groß, man dachte zu sehr an Wegweiser, Dolmetscher, Arbeiterunterkünfte und Verbindungswege, so als habe man Jahrhunderte freier Arbeitsmöglichkeit vor sich. Die damals herrschende Meinung ging sogar dahin, man könne gar nicht langsam genug bauen; man mußte diese Meinung gar nicht sehr übertreiben und konnte überhaupt davor zurückschrecken, die Fundamente zu legen. Man argumentierte nämlich so: Das Wesentliche des ganzen Unternehmens ist der Gedanke, einen bis in den Himmel reichenden Turm zu bauen. Neben diesem Gedanken ist alles andere nebensächlich. Der Gedanke, einmal in seiner Größe gefaßt, kann nicht mehr verschwinden; solange es Menschen gibt, wird auch der starke Wunsch da sein, den Turm zu Ende zu bauen. In dieser Hinsicht aber muß man wegen der Zukunft keine Sorgen haben, im Gegenteil, das Wissen der Menschheit steigert sich, die Baukunst hat Fortschritte gemacht und wird weitere Fortschritte machen, eine Arbeit, zu der wir ein Jahr brauchen, wird in hundert Jahren vielleicht in einem halben Jahr geleistet werden und überdies besser, haltbarer. Warum also schon heute sich an die Grenze der Kräfte abmühen? Das hätte nur dann Sinn, wenn man hoffen könnte, den Turm in der Zeit einer Generation aufzubauen. Das aber war auf keine Weise zu erwarten. Eher ließ sich denken, daß die nächste Generatin mit ihrem vervollkommneten Wissen die Arbeit der vorigen Generation schlecht finden und das Gebäude niederreißen werde, um von neuem anzufangen. Solche Gedanken lähmten die Kräfte, und mehr als um den Turmbau kümmerte man sich um den Bau der Arbeiterstadt. Jede Landsmannschaft wollte das schönste Quartier haben, dadurch ergaben sich Streitigkeiten, die sich bis zu blutigen Kämpfen steigerten. Diese Kämpfe hörten nicht mehr auf; den Führern waren sie ein neues Argument dafür, daß der Turm auch mangels der nötigen Konzentration sehr langsam oder lieber erst nach allgemeinem Friedensschluß gebaut werden sollte. Doch verbrachte man die Zeit nicht nur mit Kämpfen, in den Pausen verschönerte man die Stadt, wodurch man allerdings neuen Neid und neue Kämpfe hervorrief. So verging die Zeit der ersten Generation, aber keine der folgenden war anders, nur die Kunstfertigkeit steigerte sich immerfort und damit die Kampfsucht. Dazu kam, daß schon die zweite oder dritte Generation die Sinnlosigkeit des Himmelsturmbaus erkannte, doch war man schon viel zu sehr miteinander verbunden, um die Stadt zu verlassen.

Alles was in dieser Stadt an Sagen und Liedern entstanden ist, ist erfüllt von der Sehnsucht nach einem prophezeiten Tag, an welchem die Stadt von einer Riesenfaust in fünf kurz aufeinanderfolgenden Schlägen zerschmettert werden wird. Deshalb hat auch die Stadt die Faust im Wappen.

Franz Kafka, *Das Stadtwappen*, in: *Sämtliche Erzählungen* Hamburg 1970, S. 306f

Baustein 5

Renata Yesner: Jeder Tag war Jom Kippur - Kindheit im Ghetto Kaunas

Erinnerungen eines damals 9-12jährigen Mädchens

Klassenstufe:	**8-13**
Zeitaufwand:	**je nach Klassenstufe 2-4 Unterrichtsstunden**
Themen:	**Einrichtung von Ghettos (hier: in Litauen)** **Leben im Ghetto** **Kinder im Ghetto: ihre Spiele, ihre Begegnung mit der Welt der Erwachsenen und den schwer begreiflichen Vorgängen und Regeln dieser Welt (Wie die Wörter eine Bedeutung bekommen)** **Umgang der Ghettobewohner miteinander** **Rettung von Kindern**
Kombination:	**Literarische Behandlung der Rettung von Kindern aus dem Ghetto im Baustein 8.**

Ihren Erinnerungen an Ghetto und KZ gab Renata Yesner (geb. vermutlich 1932) den Titel *Jeder Tag war Jom Kippur* und sie erklärt das als „Tag der Buße", an dem ein strenges Fastengebot gilt, um Entsühnung für alle Schuld zu erlangen. Als die deutschen Truppen im von den Russen annektierten Litauen einmarschierten (1941), wurde Renatas Vater deportiert, der Rest der Familie zum Umzug in das neu eingerichtete Ghetto an der Peripherie von Kaunas gezwungen.
Im ersten Text erzählt sie von der Ankunft im Ghetto und dem Einzug in der neuen Wohnung. An die Rolle des auf Anweisung der Deutschen eingerichteten Judenrats erinnert sie sich im zweiten Text. Der dritte Text zeigt, wie wichtig und problematisch Ernährung und Versorgung für die Ghettobewohner waren. Da auch die Kinder ständig bedroht waren, versuchten Eltern, die die Möglichkeit dazu hatten, ihre Kinder - oder wenigstens eines davon - aus dem Ghetto zu retten. Renata Yesner erzählt im vierten Text, wie ein Freund von ihr getötet und ihre Schwester Carmela aus dem Ghetto hinausgeschmuggelt wurde. Der fünfte Text gibt Einblicke in die Spiele und den Spielplatz der Kinder im Ghetto - Renata Yesner war neuen Jahre alt, als das Ghetto errichtet wurde. Der sechste Text zeigt, worüber die Kinder im Ghetto sprachen.

Arbeitshinweise:
Für die jüngeren Schüler empfiehlt sich Gruppenarbeit zu verschiedenen Aspekten (Wohnen, Essen, Familie, Spiele, Gewalt und Unrecht im Ghetto-Alltag ...). Das ließe sich vorbereiten durch Festhalten der eigenen Erfahrungen und Erwartungen zu diesen Punkten. Die Konfrontation der eigenen Lebenswelt mit den Erfahrungen der Kinder im Ghetto könnte ganz ohne Zeigefinger eindrücklich sein.
Die älteren Schüler können sich, ausgehend von dem Bericht, historische Kenntnisse über die Lebensbedingungen in den Ghettos erwerben, sie erweitern und konkretisieren.
Schließlich wäre im Deutschunterricht auch interessant eine Untersuchung der besonderen Erzählperspektive (Erinnerungen eines Kindes aus seiner kindlichen Sicht, aufgeschrieben von einer Erwachsenen) und der im Nachwort von Mona Körte hervorgehobenen Begegnung mit der Wirklichkeit durch den Erwerb der „neuen Wörter". Der kindliche Versuch, ihren Bedeutungen in märchenhafte eigene Deutungen zu entkommen, wird von dem Kind immer wieder gemacht; die Ent-Täuschung ist dann um so härter.
Denkbar wäre auch die Lektüre des ganzen Taschenbuches, das mit Erinnerungen an die Kinderzeit in den Dreißiger Jahren beginnt und nach den drei Ghettojahren (1941-44) das eigentlich unmögliche Überleben in einem Arbeitslager des KZ Stutthof schildert. Ein Epilog und das Nachwort informieren über die weiteren Schicksale der Autorin, vor allem aber über die vollkommene Verdrängung, die die Mutter dem Kind auferlegt hatte und welche die Tochter erst mit etwa vierzig Jahren unter Schmerzen durchbrechen kann durch die Rekonstruktion ihrer Erinnerungen in der „Autobiographie eines Kindes".

Barbara Heckel

Renata Yesner: Jeder Tag war Jom Kippur

Einzug und Wohnen im Ghetto Kaunas

Als wir an das breite Tor kamen, wurde unser Gepäck durchwühlt, und auch wir wurden von den Männern in schwarzer Uniform sorgfältig durchsucht. Ein Mann mit einem gelben Stern gab unserem Bauern Anweisungen, und wir fuhren durch das Tor einen schmalen Pfad entlang in Richtung einer Ansammlung von Hütten, von denen eine unser neues Zuhause war. [...]

Ein Mann mit einer weißen Armbinde begleitete uns ins Haus. Dort befanden sich viele Leute, und ich fragte mich, was sie wohl in unserem Haus zu suchen hätten. Bald wurde mir mitgeteilt, daß wir den Wohnraum mit all diesen Menschen teilen mußten. [...]

Ich machte mich auf, um die fremde Umgebung zu erkunden. Neben dem Haus standen hölzerne Verschläge wie in Kalautuva sowie ein vertrauter Brunnen, nur war dieser nicht in Holz eingefaßt, sondern aus häßlichem grauen Zement. Ich spazierte durch den Dschungel der Vegetation, um die Vorderseite des Hauses zu betrachten, und Carmela ließ ich zurück. Der Garten war plötzlich zu Ende. Ich sah auf, und ein furchterregender, riesiger Stacheldrahtzaun starrte auf mich herab. (Die Vorderseite unseres Hauses war weniger als fünf Meter von diesem Zaun entfernt - ein seltenes Ereignis im Ghetto.) Ich war gerade im Begriff, mir diesen Zaun näher anzuschauen, als lautes Rufen mich davon abhielt: »Komm sofort zurück!« Ich hastete zurück, während der Mann mit der weißen Armbinde mir eine Lektion erteilte. »Unter keinen Umständen darfst du zur Vorderseite des Hauses gehen«, schimpfte der Mann, und brachte Carmela zum Weinen. Er hob Carmela auf und setzte, von ihrem Schluchzen unberührt, seine Tirade fort: »Du darfst diesem Zaun niemals zu nahe kommen, sonst wirst du erschossen.« Ich verstand nicht genau, was er meinte, aber das Wort »erschießen« erinnerte mich an den blutenden Mann auf der Bahre, von dem die Lehrerinnen gesagt hatten, daß ihn ein Schuß getroffen habe. Ich wollte nicht über und über voll mit Blut sein wie dieser Mann, deshalb hörte ich ganz genau zu. »Auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns patrouilliert ein Soldat. Du kannst froh sein, daß er dich nicht gesehen hat. Er hat Befehl zu schießen; du mußt gut auf deine Schwester aufpassen, darfst sie nicht loslassen und dich niemals, hörst du, niemals dem Zaun nähern.« [...]

Der uns zugewiesene Teil des Hauses hatte zwei Räume und eine winzige Küche, die gleichzeitig als Eingang diente. Zur Linken befand sich ein schmaler Raum, in dem vier Leute wohnten, und geradeaus lag unser Raum, der etwas größer war und ein großes Fenster hatte, das den Blick auf den verbotenen, häßlichen Zaun freigab.

Der Bauer war gerade damit beschäftigt, Nägel in die Deckenbalken zu schlagen, an denen wir behelfsmäßig Trennwände und Vorhänge befestigen sollten, um den Platz für zwei Familien aufzuteilen. In unserer Zimmerhälfte stand ein Bett an der Wand, das andere paßte zwischen das Ende des Bettes und das große Fenster. Direkt unter das Fenster stellte Mutter unser einziges erlaubtes Möbelstück - eine riesige hölzerne Truhe, die halb so lang wie das Bett und beinahe so lang wie das Fenster war. Wir verstauten in ihr unsere Küchenutensilien und Lebensmittel. [...]

Über die L-förmige Anordnung der Betten wurde eine Konstruktion von querhängenden Holzteilen befestigt, die als Ablage für Koffer und ähnliches diente. Die restlichen Koffer wurden unter den Betten verstaut, um uns wenigstens etwas Bewegungsfreiheit zu ermöglichen. Später wurde der Hängeboden über den Betten leichter, da wir alles, was wir besaßen, gegen Lebensmittel eingetauscht hatten. Zum jetzigen Zeitpunkt aber wären wir von der Last der Konstruktion, hätte sie sich gelöst, erschlagen worden. Mir war es verboten, auf dem Bett zu stehen oder die Konstruktion mit den Koffern zu berühren. Ich schlief bei Großmutter, Carmela bei Mutter im Bett.

Der Judenrat

Die Hauptquartiere des Judenrats befanden sich an einer abschüssigen Straße des Ghettos, in unmittelbarer Nähe zu den Räumen der Gestapo. In diesen Räumen erteilten der Kommandant und seine Untergebenen Befehle und überprüften die Effizienz des Judenrats und dessen großen Stabs von Polizisten mit den weißen Armbinden. Um ihre Aufgaben waren sie nicht zu beneiden. Als erstes mußten sie immer dafür sorgen, daß alle Befehle der Deutschen strikt befolgt wurden; sie mußten danach sehen, daß die gelben Sterne aufgenäht waren, Bäume nicht gefällt wurden, der Handel über den Zaun unterblieb und vor allem die Flucht der Ghettobewohner verhindert wurde. Manche Ghettobewohner versuchten zu fliehen und waren auch erfolgreich, dies hatte jedoch für die übrigen Bewohner schlimme Folgen. Manche versuchten sogar Radios zu bauen, was strengstens verboten war und mit dem Tod bestraft wurde, wenn man es entdeckte.

Versorgung, Ernährung und Tausch

Nachdem der Judenrat eine Volkszählung durchgeführt hatte, teilte er Marken als Zahlungsmittel für die Geschäfte aus, die sich hauptsächlich in der Nähe der Ghettotore befanden. Gewöhnliche geschäftliche Transaktionen fanden nicht statt, da wir kein Geld hatten, aber die kostbaren Marken hüteten wir wie unsere Augäpfel. Jeden Tag wurden Nahrungsmittel ins Ghetto gebracht - altbackenes Brot, Buchweizen, faulige Kartoffeln, Weißkohl, Zuckerrüben, gefrorenes Pferdefleisch, angeblich von der russischen Front, und andere Ware, die von den zweitklassigen Bürgern Litauens zurückgewiesen worden war. »Schweinefraß« nannten die Erwachsenen das Brot. »Das Beste des Getreides wurde schon herausgenommen, und wir bekommen nur die Schalen.« Die Ironie dabei war, daß man zu dieser Zeit wenig über den Wert des Korns und der Vitamine wußte, so daß wir zu guter Letzt eigentlich doch das Beste bekamen.

Es bildete sich immer eine lange Schlange vor dem Geschäft, und manchmal, wenn wir endlich an die Reihe kamen, war das Brot gerade ausgegangen. Mütter, die Milch für ihre Kinder brauchten, hatten kaum genug Marken für das Brot. Auch Paraffin, Spiritus, Ersatzkaffee und hin und wieder solche Luxusartikel wie Margarine, Eier und Milchpulver konnte man erstehen. Dafür benötigte man aber eine große Anzahl von Coupons, die Großmutter nur selten bekam, außerdem fehlte es uns dann an Marken für Brot. Carmela bekam Milch, aber ich war ja schon groß. Im Winter waren die Kartoffeln gefroren und hatten einen süßlichen Geschmack; manchmal waren die Zwiebeln verfault, aber das Innere konnte man noch verwenden. Die Kartoffeln schälten wir nie, dafür rieb Großmutter sie sehr gut ab. Die Personen, die allein von den Marken abhängig waren, um sich über Wasser zu halten, hatten nur eine sehr kleine Überlebenschance. Deshalb gab es einen lebhaften Austausch von Wertgegenständen, für die man im Gegenzug Nahrungsmittel bekam. [...]

Wenn meine Mutter einen Schal oder Handschuhe mit zur Arbeit nahm, war ich neugierig darauf, was sie statt dessen zurückbrachte. Es konnte geräucherter Schinken, Käse oder gar Zukker sein. Es mußte immer unter ihrem Mantel versteckt werden, da es strengstens verboten war, Waren in das Ghetto zu bringen. Ghettobewohner, die nicht arbeiteten, benutzten andere zu Schmuggeldiensten. Es gab auch etablierte Schmuggler, die den Verkehr über den Zaun regelten. Ein litauischer Händler arrangierte diese Tauschaktionen; wo und wann, hatte er mit einem Wächter, der ein Auge zudrückte, abgesprochen.

Der Tod Mischas und die Rettung Carmelas

Die meiste Zeit verbrachte ich entweder mit Schlangestehen oder mit der Bewachung unseres Beetes und der Aufsicht über Carmela. Dennoch gelang es mir, Freundschaften mit den Nachbarskindern zu schließen. Ein Junge namens Mischa spielte eines Tages in der Nähe der Ghettogrenze und wurde von einem betrunkenen Soldaten angeschossen. Jeder von uns wußte, daß es verboten war, sich dem Zaun auf fünf Meter zu nähern, Mischa hatte auch weit davon entfernt gespielt. Der Soldat stand da, lachend und taumelnd mit der Flasche in der Hand. Mischa schrie, aber wir wagten es nicht, uns ihm zu nähern, aus Angst, selbst getroffen zu werden. Auch die eintreffende jüdische Ghettopolizei bekam es mit der Angst zu tun, als der Soldat unbekümmert mit seinem Gewehr in der Luft herumfuchtelte. Jemand ging, um das Gestapohauptquartier zu informieren. Der Soldat war inzwischen so betrunken, daß er nicht mehr richtig stehen, geschweige denn zielen konnte. Ein mutiger Polizist hob Mischa auf, der mittlerweile sehr still geworden und über und über mit Blut beschmiert war. »Er ist tot«, sagte der Polizist. Von da an versteckten wir Kinder uns immer, wenn wir einen Wachposten auftauchen sahen. [...]

Wir waren ungefähr sechs Monate im Ghetto, als Mutters Freundin, Frau Balikenis, es ermöglichte, Carmela aus dem Ghetto zu schmuggeln. Einige Zeit, nachdem der Priester gehängt worden war, hatte sich eine geheime Organisation im Umfeld der katholischen Kirche gebildet, die das Ziel hatte, Juden zu helfen, ohne dabei Menschenleben zu gefährden. Die Organisation versuchte hauptsächlich, jüdische Mädchen zu retten, denn jüdische Jungen waren zu leicht zu identifizieren (zu der Zeit wurden im europäischen Raum nur Juden beschnitten). So wurde nur einigen wenigen Mädchen die Erlösung zuteil. Sobald die Tochter einer katholischen Familie unerwartet starb, wurden die Eltern angewiesen, ihr Kind heimlich und in aller Stille zu begraben und keinen Totenschein ausstellen zu lassen. Vermutlich war ein Arzt in die Sache eingeweiht. Der erste Schritt bestand im Herausschmuggeln eines kleinen Mädchens aus dem Ghetto in ein Kloster, in dem es von Nonnen versteckt wurde. Nach dem Tod der eigenen Tochter wurde ein jüdisches Mädchen ähnlichen Alters und gleicher äußerer Beschreibung in die trauernde Familie gegeben. So täuschte man die Deutschen. Die Aktion verlief entsprechend langsam, aber immerhin konnten einige Kinder mit Hilfe eines Urkundenfälschers zu gottesfürchtigen Leuten in Pflege gegeben werden. Die Pflegeeltern mußten hieb- und stichfeste Alibis haben, um sich vor den Denunzianten zu schützen. Ein Kind, das in Pflege genommen wurde, konnte als entfernte Verwandte ausgegeben werden, deren Mutter gestorben oder mit einem deutschen Soldaten auf und davon gegangen war. Solche und ähnlich überzeugende Geschichten sollten die Neugier der Nachbarn befriedigen. Sorgfältig gesponnene Lügen mußten mit der Hilfe und dem Segen des Klerus erfunden werden. Wie alle konspirativen Tätigkeiten war dies trotz aller Vorsicht ein gefährliches Unterfangen, und man setzte dabei viele Menschenleben aufs Spiel. Ein Litauer, der auf seinem Fuhrwerk Brot in das Ghetto lieferte, war ebenso wie der jüdische Kutscher ein Helfershelfer der Organisation. Auf dem Wagen befand sich immer ein Sack Heu für das Pferd, und dieser Sack stellte die Rettung etlicher jüdischer Mädchen dar. Hatte der Wagen sich seiner Lebensmittel entledigt und verließ das Ghetto, so befand sich in dem Heusack ein Mädchen (das, falls es noch sehr jung war, betäubt worden war). An einem vereinbarten Ort jenseits der Ghettoabsperrung wartete ein Mönch mit einem Karren; kam das Fuhrwerk an ihm vorbei, warf der Bauer den Sack in den Straßengraben, der dann von dem Mönch, der wie zufällig die Straße kehrte, auf den Karren geladen wurde. Dieser brachte das Bündel zum nächstgelegenen Kloster, wo die Nonnen sich seiner annahmen.

Eines Tages kam ein Mann zu uns nach Hause und gab Carmela eine Spritze. Kurze Zeit später fiel sie wie eine leblose Puppe um. Der Mann klebte ihr ein Pflaster über den Mund, legte sie in den Sack voll Heu und machte viele Löcher in Höhe ihrer Nase hinein, damit sie atmen konnte. Mutters Freund, Onkel Hans, hüllte den Sack in seinen Mantel und rannte zu dem wartenden Karren. Der andere Mann hielt Mutter fest, damit sie Hans nicht hinterherlief, und versicherte ihr, daß sie nichts zu befürchten hatte, daß es Carmela gut gehe und sie sicher im Kloster aufwachen werde. Mutter weinte, bis Hans zurückkam. »Es ging alles gut«, keuchte er, vom Laufen außer Atem. »Ich sah den Karren durch das Tor fahren.« Mir wurde eingebleut, niemandem von Carmelas Verschwinden zu erzählen, selbst meiner besten Freundin Masha nicht. Falls die Erwachsenen mich fragten, sollte ich sagen, daß Carmela vermutlich in den Brunnen gefallen sei. Wenn Kinder auf Carmelas Art verschwanden, so galt der Brunnen als nützliche Ausrede, da er in der Tat manchen von uns zum Verhängnis wurde. [...]

Und schließlich ließ Frau Balikenis die Nachricht von der wohlbehaltenen Ankunft Carmelas und ihrer allmählichen Eingewöhnung im Kloster meiner Mutter bei der Arbeit zukommen.

Der Kinderspielplatz

Da die meisten Erwachsenen Zwangsarbeit leisten mußten, blieb das Ghetto tagsüber das Reich der Kinder. Natürlich war der Judenrat stets wachsam, aber abgesehen davon war es unsere Welt. Wie Katzen steckten wir unsere Reviere ab und spielten hauptsächlich mit den Kindern in unserer Straße. Ein großes Feld mit einem tiefen Graben in der Nähe unseres Hauses wurde das von uns Kindern streng bewachte Territorium. Für uns war das Feld Treffpunkt und Spielplatz in einem, und alle Kinder wurden von ihm angezogen, wie die Ratten von der Kanalisation. Es gab dort eine Menge Ratten, manche mit sehr langen Schwänzen, kleine graue und große braune, und sogar schwarze Ratten. Trotz unserer Furcht, vor allem von uns Mädchen, konnte uns niemand von dieser Müllkippe wegbringen. Im Winter war das Feld voller Krähen. Sie beklagten ihr Schicksal und sahen auf dem weißen Schnee noch finsterer aus als sonst. Einige von ihnen wurden Opfer der Jagd und landeten, von einer Steinschleuder getötet, in einem Kochtopf. Die Jungen bauten Schleudern aus Metallstäben oder Zweigen, an denen eine Schnur oder ein Gummi befestigt wurde, die sie aus den Kleidern, die vor der Reparaturwerkstatt lagen, hatten. Sie griffen zurück auf die einfachen Waffen, mit denen schon David den Goliath getötet hatte.

Im Winter war das brachliegende Feld ein gefährlicher Ort, da der dicke Schneemantel die tiefen Spalten und Löcher heimtückisch verdeckte. Man konnte in ihnen spurlos verschwinden und bis zur ersten Schneeschmelze unentdeckt bleiben. Einem Jungen wurde das Feld zur Falle. Er war zu groß, um in den Brunnen zu fallen, so machten sich seine Eltern zusammen mit der Polizei auf, um ihn auf dem Feld zu suchen. Als sie ihn endlich fanden, war er erfroren. Seine Füße hatten sich im Stacheldraht verfangen, ohne daß er sich selbst hatte befreien können. Niemand hatte seine Hilfeschreie gehört. Nach diesem Vorfall waren wir überaus vorsichtig und gingen niemals mehr im Dunkeln dorthin - wir waren nun gewarnt.

Kinderthemen

Morgens, sobald die Erwachsenen zur Arbeit aufgebrochen waren, schlichen wir uns in irgendein Haus, um auf jedem verfügbaren Blatt Papier das Kästchenspiel mit Nullen und Kreuzen zu spielen oder über unsere Lieblingsthemen - das Essen und das Ende des Krieges - zu sprechen. Haime hatte von seinem Vater und dieser wiederum von Litauern erfahren, daß die Amerikaner in den Krieg eingetreten und so stark seien, daß sie die Deutschen und alle anderen grausamen Leute töten könnten. Und wir würden dann aus dem Ghetto befreit werden und könnten nach Hause gehen. Ich hoffte so sehr, daß dies bald geschehen würde, da ich endlich meinen Vater und meinen Großvater wiedersehen wollte. Ich beneidete alle Kinder, deren Väter nicht in die Arbeitslager geschickt worden waren. Ein Mädchen brüstete sich damit, daß ihr Vater ihr Schokolade von der Arbeit mitgebracht habe. Wir glaubten ihr nicht, sprachen aber unaufhörlich darüber. Mark, dessen Vater ebenfalls abgeholt worden war, erfand Geschichten. Er erzählte immer von neuem, daß sein Vater für einen bedeutenden deutschen Kommandanten arbeite und deswegen nicht da sei. Falls wir ihn schlecht behandelten, würde der Vater den Kommandanten beauftragen, uns zu bestrafen.

Der selbsternannte Führer unserer Bande war Kiva. Er war größer als die meisten von uns und sehr herrisch; sein Wissen schien grenzenlos zu sein. Mit sicherem Instinkt spürte er immer irgendwelche Nahrungsquellen auf, und in der Regel war er freundlich zu uns. Er erzählte uns von seinem Bruder Mellamed, der aus dem Ghetto geflohen war, um in dem großen Wald bei den Partisanen zu leben, die in der Nacht kamen und die Deutschen angriffen. Ich dachte, daß die Partisanen eine Tierart seien, ähnlich dem Wolf im Märchen, der in den Wäldern lebte. Ich schämte mich, vor den anderen zuzugeben, noch nie etwas von ihnen gehört zu haben. Kiva wollte über den Zaun, um sich seinem Bruder Mellamed und den Partisanen anzuschließen, von denen ich bald erfuhr, daß sie tapfere Männer waren. Wie dumm von mir zu denken, daß es sich bei ihnen um eine Tierart handelte, wo sie doch Menschen waren, die im Wald lebten und die Deutschen bekämpften. Jeder von uns kannte jemanden, der aus dem Ghetto ausgebrochen war, um zu den Partisanen zu stoßen. Oft taten wir so, als ob wir bei ihnen im Wald wären, um uns im Kampf zu schulen und unsere Tapferkeit unter Beweis zu stellen. Aber, um ehrlich zu sein, dachte ich bei dem Wald weniger an die Partisanen als an die Beeren, diese unzähligen süßen, reifen Beeren. Kiva kam zwar über den Zaun, wurde aber auf der litauischen Seite erschossen.

(aus: Renata Yesner: *Jeder Tag war Jom Kippur. Eine Kindheit im Ghetto und KZ*. Frankfurt 1995, S. 42ff., 45, 51f. ,58ff., 61f., 66f.)

Baustein 6

Elie Wiesel: Der fünfte Sohn

Klassenstufe	**11/13**
Zeitaufwand:	**2 Unterrichtsstunden**
Themen:	**Der Judenrat - seine Konflikte / Einrichtung der Judenräte: Zwang, Verpflichtung gegenüber den Ghettobewohnern** **Mitschuld durch Unterstützung der Unterdrückungsmaßnahmen** **Selbstvorwürfe der Überlebenden** **Probleme der Kinder von Opfern** **Zwangsarbeit für deutsche Unternehmen (Diskussion um Entschädigungen z. B. VW)** **jüdischer Widerstand**
Kombination:	**Warschauer Ghetto (Baustein 3)** **Ghetto von Kaunas (Baustein 5)** **Theresienstadt (Baustein 9)**

„Ich habe nicht deshalb etwas aus meiner Vergangenheit erzählt, damit Sie sie kennenlernen sollten, sondern damit Sie wüßten, daß Sie sie niemals kennenlernen würden."

Elie Wiesel

Elie Wiesel wurde 1928 in Sighet/Siebenbürgen geboren. 1944 wurde er mit der gesamten jüdischen Bevölkerung des Ortes nach Auschwitz deportiert und überlebte als einziger seiner Familie. Nach der Befreiung ging er nach Paris, heute lebt er in New York. 1956 veröffentlichte er *„un di welt hot geschwign"* (Elie Wiesel: *Die Nacht zu begraben, Elischa*. München 1986). Viele seiner Bücher sind zuerst in französischer Sprache erschienen. Für sein Werk erhielt er 1986 den Friedensnobelpreis.

Der Roman *Der fünfte Sohn* ist die Geschichte eines nicht ausgeführten Rachemords. Aus der Sicht eines nach Befreiung und Kriegsende geborenen Sohnes Ariel (der wie sein im Ghetto getöteter Bruder heißt) wird die Geschichte der Eltern, besonders des Vaters und seines Verhaltens im Ghetto, in den Erinnerungen von Freunden und in Rückblenden aufgedeckt. So sind nicht nur die Leiden der Opfer, sondern auch die Traumatisierungen der nächsten Generation und ihr schwieriges Verhältnis zu den überlebenden Vätern Thema der Erzählung.

Der erste, kurze Auszug resümiert die Unbegreiflichkeit des Lebens im Ghetto und die Leistung des dort eingerichteten Judenrats, dem der Sprecher (Bontscheck) selbst angehörte. Zuvor hat er erzählt, wie der Kommandant des Ghettos von Dawarowsk, Richard Lander, bitter *„der Engel"* genannt, zwölf Männer bestellt und sie unter Androhung der Todesstrafe dazu gezwungen hatte, einen Judenrat zu bilden. Zum Präsidenten ist Reuwen Tamiroff, der Vater des Erzählers, gemacht worden.

„Ich sehe das Getto wieder vor mir und begreife immer noch nicht, wie wir es fertiggebracht haben, uns seinen Gesetzen zu unterwerfen. Wer es betrat, ließ das 20. Jahrhundert hinter sich. Eigene Meinung und eigene Lebensgewohnheiten, eine Gesellschaftsordnung mit ihren Vorzügen und Zwängen, die Diplome und die Titel, alles blieb zurück auf der anderen Seite der Mauer. Zum erstenmal in unserer Geschichte wurden Bildung und Vermögen gleichermaßen nutzlos, weder an das eine noch an das andere konnte man sich halten. Das nicht vorhersehbare Geschehen ergriff von dir Besitz, und mit einem Schlage lebtest du ein Leben, das realer und zugleich irrealer war als das frühere. Jede Stunde konnte die letzte, konnte der Schlußstrich unter deine Existenz sein. Und jetzt hör gut zu, Kleiner, selbst wenn man nur an die logistische Seite der Sache denkt, dann grenzte das, was wir taten, an ein Wunder oder wenigstens ans Wunderbare. [...]
Es ist schon merkwürdig, mein Junge, unsere mehrere Jahrhunderte alte Gemeinde wurde von Grund auf in ihrer Struktur und in ihren einzelnen Bestandteilen verändert, und trotzdem wurde, nachdem der erste Schock vorbei war, das Leben wieder normal; die Leute sagten sich Guten Tag, die Frauen kochten das Essen, die Bettler bettelten, die Verrückten grinsten, und die Geschichte ging weiter."
(Elie Wiesel: *Der fünfte Sohn*. Freiburg, 5. Aufl. 1987, S. 84-85)

Im Mittelpunkt dieses Bausteins steht die Konfrontation des Judenrats mit dem Kommandanten. Nach einer Zeit der „Normalität“ im Ghetto - die Befehle der Deutschen werden ausgeführt, Arbeitsbrigaden aufgestellt und die Ordnung im Ghetto wird aufrechterhalten - sind fünfzig Männer von der Arbeit nicht zurückgekehrt. Nach hinhaltenden Auskünften von der Kommandantur werden die Vermißten in einem Massengrab entdeckt, alle durch Kopfschuß getötet (Text 1).

Wiesels Erzähler stellt diesem Bericht Bontschecks unmittelbar einen Brief des früheren Ratspräsidenten an seinen Sohn gegenüber. In ihm wird der furchtbare Konflikt deutlich, in dem die Männer des Rats und besonders er sich in dieser Situation sahen, und er spricht die Gewissensqualen und Schuldvorwürfe aus, die auch Jahrzehnte nach dem Geschehen stets lebendig sind, sein Leben belasten und, ohne daß dieser die Zusammenhänge gekannt hätte, auch das seines Sohnes überschatten. (Text 2).

Arbeitshinweise

- Lesen mit Lesefragen: Rolle und Aufgaben des Judenrats
- Selbstverständnis und Verhalten des Judenrats in diesem Roman
- Umgang des Kommandanten (Lander) mit der Macht
- Vor welcher Alternative steht der Judenrat nach der Entdeckung des Massakers?
- Was für Vorwürfe macht sich der ehemalige „Präsident“ in seinem Brief an den Sohn?
- Versuchen Sie, sich in die Lage des Judenrats von Daworowsk zu versetzen: Diskutieren Sie über Rücktritt oder Fortführung der Arbeit (unter den Ihnen bekannten Voraussetzungen).
- Schreiben Sie eine Antwort auf den Brief von Reuwen Tamiroff

Barbara Heckel

Elie Wiesel: Der fünfte Sohn

Dein Vater wirft dem Rabbi einen fragenden Blick zu, und der Rabbi sagt: »Ich gehe in die Mikwa, und dann müssen wir das Begräbnis vorbereiten.« Dein Vater nickt zustimmend und sagt dann: »Was geschehen ist, kann sich jederzeit wiederholen, morgen wird eine andere Gruppe an der Reihe sein. Sie werden mir sagen, die Spezialeinheit der SS, die mit dem Verbrechen zu tun hatte, werde die Stadt verlassen oder habe sie bereits verlassen. Eine andere wird ihr folgen. Ich ziehe daraus folgende Konsequenz: Was wir wissen, müssen alle unsere Leute wissen. Wenn sie sich dann weigern, für die Deutschen zur Arbeit zu gehen, dürfen wir sie nicht daran hindern. Und was uns hier betrifft, so steht für mich fest, daß der Rat nur noch abdanken kann.« Was die Folge oder besser das Ende der Geschichte war? Die Nachricht von dem Massaker stürzte das Getto in Trauer. Die einen nahmen sie tief bestürzt, die anderen voller Wut auf. Wie ein Kessel unter Dampf, so geriet das Getto immer stärker unter Druck und konnte jeden Augenblick explodieren. Ein Schrei, eine Tat, und die Revolte war da. Oder der Selbstmord. Die Straßen sind voll verstörter Gesichter. Die Kranken haben das Hospital, die Alten ihre Heime verlassen. Jeder wartet, daß etwas passiert, wartet auf das entscheidende Ereignis, das unausweichlich kommen muß. Was können wir tun? Was sollen wir machen? Unbekannte stellen sich gegenseitig Fragen. Fromme Frauen beklagen sich, daß sie nicht zum Friedhof außerhalb des Gettos gehen dürfen, um die Toten zu alarmieren und sie zu bitten, von oben her einzugreifen. Und hier unten wird eine Mauer errichtet, die unser verbotenes Viertel umgibt.

Richard Lander, von seinen Leutnants begleitet, trifft ein. Das harte Gesicht des Offiziers, in dessen Händen unser Schicksal liegt, ist voller Entrüstung, als er sich hastigen Schritts zum Büro des Judenrats begibt. Dein Vater und wir erwarten ihn stehend. Er bleibt auf der Schwelle stehen. Eine Art Grenze, ein Stück Niemandsland trennt beide Lager. »Was ist los?« fragt der Kommandant, ohne zu grüßen. »Man hat mir gesagt, daß die Brigaden sich weigern, zur Arbeit zu gehen. Kann ich den Grund dafür wissen, Herr Präsident des Judenrats? Sollte der Krieg zu Ende sein? Hat das Dritte Reich bereits gewonnen? Brauchen wir euern Fleiß und eure Fähigkeiten nicht mehr? Von Ihnen, Herr Präsident, wie von Ihren Kollegen hätte ich mit Recht eine vernünftigere und klügere Haltung erwarten können. Ihr Verhalten jedoch betrübt mich ebensosehr, wie es mich in Erstaunen setzt. Sprechen Sie. Ich höre.« Wie in einer antiken Tragödie reicht ihm dein Vater darauf mit der Geste eines königlichen Dulders ein Blatt Papier mit unserer gemeinsamen Rücktrittserklärung. Richard Lander erkennt die Rolle seines Gegners an. Wenn er sich irritiert fühlt, so überspielt er seinen Ärger sehr geschickt. Sein Ton wird gönnerhaft und herzlich, geradezu salbungsvoll: »Aber weshalb weigern Sie sich, Ihrer Gemeinde zu dienen Herr Präsident? Wegen dieses, nun ja, unangenehmen Zwischenfalls auf der Baustelle vier? Sie machen zu Unrecht ein Drama daraus, Herr Präsident. Was geschehen ist, tut mir leid. Ich bedaure es um so mehr, als man es hätte vermeiden können. Möchten Sie die Tatsachen kennenlernen? Vier jüdische Arbeiter benahmen sich den SS-Soldaten, ihren Bewachern, gegenüber sehr herausfordernd. Es gab Krawall und zur Warnung wurde in die Luft geschossen. Die anderen Leute des Arbeitskommandos glaubten, sie würden angegriffen, und mischten sich in das Handgemenge. Die SS-Soldaten gerieten in Panik und waren der Meinung, ihnen bliebe nichts anderes übrig, als von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen. Nehmen sie zur Kenntnis: Sie haben dafür einen Verweis erhalten und sind strafversetzt worden. Genügt Ihnen diese Erklärung, und ziehen Sie unter diesen Umständen ihre Demissionierung zurück?« Jeder hält den Atem an. Insgeheim hoffe ich, daß dein Vater mit Ja antwortet, daß er bereit ist, es damit bewenden zu lassen, aber ich würde lügen, wenn ich nicht sagte, daß sich gleichzeitig auch ein anderes Gefühl in mir regt. Wie soll ich es sagen, aber ich hoffe, daß dein Vater sich durch diesen dreckigen Schmierenkomödianten nicht täuschen läßt, sonst würde ich mich für ihn schämen, [...] Dein Vater muß entscheiden, und seine Entscheidung hat Größe. Er antwortet nicht, das heißt: er sagt nichts. Er schüttelt lediglich den Kopf, bewegt ihn von rechts nach links, von links nach rechts, ohne die Lippen zu öffnen und ohne mit der Wimper zu zucken. Er zeigt Charakter, dein Vater, ich bewundere ihn, wir alle bewundern ihn, sogar die von uns, die sterben werden und es ahnen, bewundern ihn. [...]

Der *Engel* beherrschte die Szene und verteilte die Rollen. Er verkörperte die ganze unumschränkte Macht der Welt, und launenhaft wie diese hob er seine Entscheidung bis zur letzten Minute auf. Wie würde sie lauten? Bis zum Schluß glaubte ich, daß es sich sogar für ihn nur um ein Spiel handelte und am Ende der gesunde Menschenverstand die Oberhand gewinnen würde. Ich dachte, dieser Herr über Leben und Tod wird ein paar scharfe, markige Worte sprechen, dein Vater wird auf seine Weise darauf antworten, und jeder denkt, daß das Match weitergeht, bis zur nächsten Machtprobe. Ich weiß nicht mehr, wann genau ich mir meines Irrtums bewußt wurde. Plötzlich straffte sich der deutsche Offizier, nahm Haltung an und erklärte schneidend: »Gedachten Sie etwa, uns eine Lektion zu erteilen, was Würde ist? Das war verlorene Liebesmühe; denn sehen Sie, Herr jüdischer Ratspräsident, wir sind deutsche Offiziere, und unsere Auffassung von Ehre unterscheidet sich von Ihrer. Sie sollen wissen,

daß wir nie, weder in dieser noch in jeder anderen Angelegenheit, gewillt sind, von euch Juden Lektionen in Empfang zu nehmen.« [...] Mit gespieltem Bedauern schrieb der deutsche Offizier nun ein paar kurze Zeilen auf die Seiten seines Notizbuches, riß sie heraus und rollte sie zu Papierkugeln zusammen. »In meiner Hand habe ich jetzt Ihre zwölf Namen«, sagte er mit unbeteiligter Stimme. »Sechs davon werfe ich weg, und diese haben Pech; denn sie werden sterben.« Auch jetzt noch glaubte ich es nicht und wiederholte in meinem Kopf wie verrückt den einen Satz: Nein, nein, das wird er nicht tun, das nicht, nein nicht jetzt und nicht einfach so, er will uns bloß Angst einjagen, das ist alles, er treibt einen Scherz mit uns, er macht sich lustig über unsere entsetzten Gesichter. Aber das war kein Scherz. Ich erinnere mich, was ich damals empfunden habe. Es war ein Gefühl, als würde mir der Körper amputiert. Nur eine Hälfte hat überlebt. Rechts von mir Wolf Seligson, neben ihm Tolka Friedman, daneben Rabbi Aaron Ascher, neben ihm Simha und dann dein Vater. Auch daran erinnere ich mich, dein Vater hatte sich verändert. Ein nervöses Zucken läuft über sein abgemagertes Gesicht. Er versucht krampfhaft, es unter Kontrolle zu bringen, und bemüht sich, geradeaus zu schauen und ganz normal zu atmen. Der *Engel* mustert uns verächtlich und wendet sich mit einem scheinheiligen Grinsen an deinen Vater: »Sie haben das gute Los gezogen, Herr jüdischer Ratspräsident. Das freut mich für Sie. Um so mehr, als es in Ihrem Falle, und da ich Sie besser kenne, als Sie denken, das schlechte Los ist, das Ihnen zugefallen ist. Von jetzt an hat Ihre Zukunft den Modergeruch des Grabes.«

So, das ist alles. Das ist das Ende, jedenfalls das Ende meiner Verbindung mit deinem Vater. Wir wurden durch einen neuen Rat ersetzt.

(aus: Elie Wiesel: *Der fünfte Sohn*. Freiburg, 5. Aufl. 1987, S. 98-102.)

Auszug aus einem Brief Reuwen Tamiroffs an seinen Sohn:

... Mut? Ehre? Würde? Lauter dumme Sprüche. Dir kann ich es ja gestehen: Ich mache mir Vorwürfe, weil ich unserm *Engel* in diesem Augenblick nicht hätte die Stirn bieten dürfen.

Schließlich hatten wir, was die mundtot gemachte Gemeinde betraf, uns nichts zuschulden kommen lassen. Von dem Massaker hatten wir erst hinterher erfahren. Bis dahin wußten wir nichts von der Existenz der Baustelle Nummer vier.

Warum also wollten wir unbedingt die Helden spielen? Um irgendwelche himmlischen oder irdischen Gnaden zu erlangen? Um Eindruck zu machen? Auf wen?

Rückblickend sage ich mir heute, daß ich mich, um dem Engel die Waffen aus der Hand zu schlagen und seinen Zorn zu besänftigen, hätte zu Boden werfen, zu seinen Füßen kriechen und ihn anflehen müssen, uns zu verschonen. Wir hätten erst später zurücktreten dürfen. Ich hätte den Deutschen sagen müssen: »Wir haben es vorher nicht gewußt, aber jetzt wissen wir es, von nun an werden wir uns für jedes Leben innerhalb der Mauern verantwortlich fühlen, das nächste Mal, wenn ein Jude getötet wird, werden wir Ihre Verbrechen dadurch an den Pranger stellen, daß wir zurücktreten, daß wir lieber den Tod wählen das nächste Mal ...«

O doch, ich fühle mich verantwortlich für den Tod meiner Kollegen vom Judenrat, mein Sohn. Wenn ich fähig gewesen wäre, von meiner Eigenliebe abzusehen, hätten sie noch ein Jahr, einen Monat, einen Tag länger gelebt. Für Menschen, die sterben müssen, ist ein einziger Tag lang, das weißt du nur zu gut; einen Tag zu leben, einen Tag länger zu leben, bedeutet eine Menge Zeit.

Aber ... aber was? Aber ich sagte mir, mich zum Sprecher unserer allgemeinen Überzeugung machend, daß es besser, daß es einfacher und klüger wäre, sofort den Trennungsstrich zu ziehen. Andernfalls wären wir Gefahr gelaufen, uns in das Netz zu verstricken, ins Räderwerk zu geraten. Wer A sagt, muß auch B sagen, und so geht es dann weiter bis T, bis Tod; man wird zum Komplizen des Todes.

Ich habe mich geweigert, B zu sagen. Ich habe vorher aufgehört, und das war falsch. Ich konnte nicht der Versuchung widerstehen, Mut zu beweisen, und habe Freunde und Unbekannte geopfert.

Ich weiß, die jüdischen Führer in den anderen Gettos haben sich anders verhalten. Soll ich sie deswegen bedauern, oder soll ich sie beneiden?

Es ist nun einmal so, daß die jüdische Geschichte meinen Schultern eine zu schwere Last aufgebürdet hatte, ich war darauf nicht vorbereitet.

Hatte der *Engel* recht, als er mir sagte, ich hätte besser sterben sollen? Und dadurch auf dich verzichten sollen? Zum Glück blieb diese Entscheidung mir erspart. Ich war zum Verlierer verdammt.

(aus: Elie Wiesel: *Der fünfte Sohn*. Freiburg, 5. Aufl. 1987, S. 103-104.)

Baustein 7

Andrzej Sczcypiorski: Die Rettung von Joasia Fichtelbaum

Auszüge aus Andrzej Sczcypiorski: Die schöne Frau Seidenman. Zürich 1988.

Klassenstufe	**9/10**
Zeitaufwand:	**2 Unterrichtsstunden**
Themen:	**Lage der Kinder im Ghetto** **Hilfsbereitschaft und Gefährdung polnischer Mitbürger** **Christliche Taufe der jüdischen Kinder** **Problematik der Identität (Leiden der Geretteten, allein „übrig“ geblieben, noch lange danach)** **Rolle von Vorurteil und Klischee: das „Aussehen“ (Woran erkennt man einen Juden?)**
Kombination:	**Bericht aus einem litauischen Ghetto Baustein 5** **Kinder und Jugendliche in Theresienstadt Baustein 9** **Petr Ginz Baustein 10**

In seinem Roman *Die schöne Frau Seidenman* erzählt Andrzey Sczczypiorski in vielen Episoden mit wechselnden Hauptfiguren, die zum Teil nur lose mit der Titelgestalt des Romans verknüpft sind, aber untereinander immer wieder in Beziehung stehen, aus der Zeit des Warschauer Ghettos. Vorgriffe behandeln auch die Schicksale der Überlebenden in den Jahren nach Kriegsende.

Die erste Text erzählt, wie ein kleines Mädchen aus dem Ghetto gebracht wird. Der zweite Ausschnitt schildert die Übergabe des Kindes in einem Kloster. Ein Richter - vielleicht ein früherer Kollege des Rechtsanwalts Fichtelbaum? - übergibt das Kind einer Klosterschwester. Die Hilfe geschieht aus menschlichem Pflichtgefühl aber auch gegen „bestimmte Mittel“, die das Kloster erhalten hat. Aus dem religiösen Verständnis der Ordensschwestern heraus soll Joasia katholisch erzogen werden. Das könnte allerdings auch zu ihrer Tarnung notwendig werden, denn sie soll eine andere Identität erhalten.
Der Roman endet mit dem weiteren Schicksal des Mädchens Joasia (Text 3).

Diese Episode eignet sich auch für jüngere Schüler, sie ist spannend und macht doch sehr viele Aspekte deutlich. In dem Bericht von Renata Yesner findet sich dazu die eigene Erfahrung: dort wird die kleine Schwester auf diese Weise gerettet (sie geht der Familie aber durch Adoption fast verloren) Baustein 5.

Arbeitshinweise:
Die Lektüre könnte als Hausaufgabe der gemeinsamen Arbeit vorausgehen, mit einigen Lesefragen:
- Worum geht es? Kurze Darstellung des Rettungsunternehmens und der Beteiligten
- Wieso schlägt Suchowiak den Schönen Lolo zusammen?
- Kreatives Schreiben:
    - Jerzy Fichtelbaum schreibt seiner Tochter Joasia einen Brief, den sie später, wenn sie alt genug ist, erhalten soll. Er versucht ihr darin zu sagen, weshalb er sie fortschickt und was das für ihn bedeutet.
    - Miriam Wewer erzählt Jahre später ihrem Mann, was sie erlebte und empfand, als sie aus dem Ghetto gebracht wurde.

Erweiterung:
Ein weiterer Ausschnitt aus dem Roman, der sich für die Klassenstufe 10 eignet, wäre das Kapitel 18, das vom Mathematikprofessor Winiar erzählt und dabei das Verhalten der Menschen außerhalb des Ghettos zu den Ereignissen hinter den Mauern zeigt. Der Text kann als geschlossene Erzählung behandelt werden.

Barbara Heckel

Andrzej Sczcypiorski: Die schöne Frau Seidenman

Die Rettung von Joasia Fichtelbaum

Im zeitigen Frühjahr 1943 hörte der Menschenschmuggel aus dem Ghetto auf, eine einträgliche Beschäftigung zu sein, weil es niemanden mehr durchzuschmuggeln gab. Die große Mehrheit der Juden war umgebracht. Die Übriggebliebenen, arme Schlucker, hatten nichts, um den Schmuggel zu bezahlen, sie hatten infolge ihres Aussehens, ihres Verhaltens und ihrer Unkenntnis der Sprache keine Chancen, auf der arischen Seite zu überleben. Die Handvoll der im Ghetto gebliebenen Juden sollte binnen kurzem im Kampfe sterben, um später in der Legende zu überleben.

Eines der letzten von Wiktor Suchowiaks jüdischen Geschäften war Joasia, die kleine Tochter des Rechtsanwalts Jerzy Fichtelbaum, der vor dem Kriege als hervorragender Verteidiger in Strafprozessen bekannt gewesen war. Nicht alle seine Klienten zeichneten sich durch so unbeugsame Grundsätze aus wie Wiktor Suchowiak, Fichtelbaum konnte also nicht damit rechnen, auf der arischen Seite zu überleben. Er sah fatal aus. Klein, dunkelhaarig, mit dunklem, dichtem Bartwuchs, olivfarbener Haut, einer klassischen jüdischen Nase, vollen Lippen, in den Augen den Ausdruck eines Hirten aus dem Lande Kanaan. Außerdem trug der Rechtsanwalt Jerzy Fichtelbaum nur wenig Geld in der Tasche und viel Verzweiflung im Herzen. Seine Frau war vor Jahresfrist an einer banalen Geschwulst gestorben, in ihrem eigenen Bett, worum sie das gesamte Mietshaus beneidet hatte. Der Rechtsanwalt war mit seinem Töchterchen Joasia, einem vernünftigen und hübschen Kind, zurückgeblieben. Kurz vor Kriegsausbruch geboren, war Joasia ein spätes Kind des Rechtsanwalts, was seine Liebe nur noch steigerte. Sein Sohn Henryk, fast neunzehn Jahre alt, lebte sein eigenes Leben und sollte seinen eigenen Tod sterben, ohne Zusammenhang mit dem Familiendrama, dafür in sehr engern Zusammenhang mit dem Drama seines Volkes und seiner Rasse. Henryk Fichtelbaum entfloh aus dem Ghetto im beginnenden Herbst des Jahres 1942 und hielt sich versteckt, ohne den Kontakt mit seinem Vater und der kleinen Schwester zu pflegen. So entschied der Rechtsanwalt Jerzy Fichtelbaum, er müsse Joasia retten, um sich desto männlicher und ruhiger auf den Tod vorzubereiten. Es war eine Entscheidung, die jeder vernünftige Mensch an Stelle des Rechtsanwalts getroffen hätte und die viele vernünftige Menschen damals trafen.

Wie bereits erwähnt, waren die Nazis zwar die grausamsten Totalitaristen in der Geschichte. Weil sie sich aber dermaßen an die Spitze der Menschheit drängten und nach dem Lorbeer der Erstrangigkeit in der modernen Welt griffen, waren sie noch unerfahren, und es kam bei ihnen zu Versäumnissen. Zum Beispiel funktionierten die Telefonverbindungen zwischen dem Ghetto und der arischen Seite unbeeinträchtigt bis zur endgültigen Vernichtung des jüdischen Stadtteils; infolgedessen konnte der Rechtsanwalt Jerzy Fichtelbaum auf telefonischem Wege bestimmte Einzelheiten für die Rettung Joasias vereinbaren. Die Nazis schnitten nicht nur die Verbindungen nicht ab, sie beschäftigten sich nicht einmal mit dem Abhören, was in späteren Jahren Wiktor Suchowiak - und nicht nur er - im Licht der normalen Erfahrungen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht begreifen konnte. So jedoch war es, und dank dem konnte Joasia Fichtelbaum bis in unsere Tage überleben.

Eines Abends im Frühling nahm Wiktor Suchowiak sie bei der Hand, streichelte ihr das Haar und sagte: »Jetzt geht der Onkel mit dir spazieren«

Und der Rechtsanwalt Jerzy Fichtelbaum sagte sehr leise. »Ja, Joasia. Und du mußt dem Onkel gehorchen.«

Das Kind nickte. Der Rechtsanwalt sagte mit etwas heiserer Stimme. »Gehen Sie schon...«

»Gut«, antwortete Wiktor Suchowiak. »Sie können ganz ruhig sein.«

»Und dem Kind kein Wort«, sagte der Rechtsanwalt. »Nie ein Wort ...«

»Ich werde das alles weitergeben, machen Sie sich deshalb keine Sorgen.«

»Los!« rief der Rechtsanwalt plötzlich und drehte sich zur Wand um.

Wiktor Suchowiak ergriff wieder Joasias Händchen, und sie verließen beide die Wohnung. Der Rechtsanwalt Jerzy Fichtelbaum stöhnte, das Gesicht zur Wand gedreht, aber

sehr leise, weil er niemandem Kummer bereiten wollte, am wenigsten seinem Töchterchen.

»Der Onkel bittet dich, nicht zu weinen«, sagte Wiktor Suchowiak zu dem Mädchen. »Am besten sag' gar nichts, sondern atme nur.«

Das Kind nickte wieder.

Sie traten auf die leere Straße. Wiktor Suchowiak kannte den Weg. Die Wache war nach dem Tarif für einen ungezielten Schuß bezahlt. Sie gingen vorbei. Aber nicht einmal der Schuß fiel. An diesem Abend waren die Wachmänner zu träge.

Doch nicht alle gaben sich dem Dolce far niente hin. Unweit der Mauer trieb sich auf der arischen Seite ein eleganter junger Mann herum, den man in Szmalcownik-Kreisen als den Schönen Lolo kannte. [...]

An diesem Abend ging er gerade spazieren und dachte gar nicht ans Jagen. Der Zufall führte ihn in die Nähe des Krasi´nski-Platzes, der Zufall ließ ihn Wiktor Suchowiak begegnen, der ziemlich schnell den Bürgersteig der Miodowa-Straße entlangging und ein jüdisches Kind an der Hand führte. Wiktor Suchowiak war ein brünetter, dunkelhaariger Mensch von der Anmut eines versoffenen Zigeuners. Kaum erblickte der Schöne Lolo das sonderbare Paar, da spürte er den Schauer des Jägers. Er näherte sich Suchowiak und sagte. »Wohin eilst du so, Mosiek?«

»Werter Herr, das ist ein lrrtum«, entgegnete Wiktor Suchowiak.

»Du zerrst diese Salcia hinter dir her, daß sie keine Luft mehr kriegt«, fuhr der Schöne Lolo in scherzhaftem Ton fort. »Halt an, wir gehen in diese Toreinfahrt.«

»Werter Herr, was wollen Sie überhaupt?« fragte Wiktor Suchowiak und blickte sich ängstlich in der Runde um. Die Straße war leer. Im Hintergrund nur hörte man das Quietschen der Straßenbahn. Ein kaum erkennbarer violetter Streifen bewegte sich im Dunkel. Der Schöne Lolo schubste Wiktor auf das nächste Haustor zu.

»Wir reden miteinander«, sagte er im Ernst.

»Werter Herr, ich bin kein Jude«, verwahrte sich Wiktor Suchowiak.

»Das wird man sehen«, entgegnete Lolo, »zeig deine Pfeife.[1]«

»Das Kind ... «, wandte Wiktor Suchowiak ein.

»Mach mich nicht mit dem Kind verrückt!« rief Lolo. »Zeig deine Pfeife!«

»Joasia«, sagte Wiktor Suchowiak heiter zu dem kleinen Mädchen, »dreh dich zur Wand und steh still!«

Schweigend gehorchte Joasia dem Onkel. Wiktor Suchowiak knöpfte seinen Mantel auf, beugte den Kopf leicht vor und schlug dann Lolo mit dem Ellbogen heftig gegen den Kiefer. Lolo wankte, schrie auf und lehnte sich an die Wand. Wiktor Suchowiak führte einen kurzen Stoß gegen Lolos Magen, und als dieser sich etwas zusammenkrümmte, rammte er ihm das Knie in den Schritt. Lolo stöhnte und erhielt wieder einen Schlag gegen den Kiefer, dann einen zweiten auf die Nasenwurzel. Ein Blutstrom ergoß sich. Der Schöne Lolo glitt zu Boden. Wiktor Suchowiak beugte sich vor, bemerkte aber Joasias Blick und rief: »Dreh dich um, ich bitte dich.«

Das Kind drehte sich um. Wiktor Suchowiak sagte leise zu Lolo: »Du Miststück, das nächste Mal ziehe ich dir die Haut ab! Jetzt gibt her deinen Waisengroschen!«

Der Schöne Lolo blutete heftig, er empfand einen schrecklichen Schmerz, Schwindel im Kopf und Bitterkeit und Entsetzen im Herzen.

»Ich habe nichts«, murmelte er. Ein Fußtritt beförderte ihn mit dem Gesicht auf den Boden. Unter seiner Backe spürte er den Zement und am gesamten Körper die flinken Hände seines Peinigers. Wiktor Suchowiak ertastete Brieftasche und Portemonnaie. Seine Bewegungen blieben ganz ruhig. Sorgfältig zählte er die Geldscheine.

»Wen hast du heute bearbeitet?« fragte er. »Soviel Geld verdiene ich in einem Monat.«

Er sagte nicht die Wahrheit, denn er verdiente mehr, sah aber keinen Grund, den blutenden Räuber in seine Geschäfte einzuführen. Das Portemonnaie warf er neben Lolos Kopf.

»Da hast du was für die Straßenbahn«, sagte er. »Und mach einen Bogen um mich!«

Er nahm Joasia bei der Hand und sagte: »Der Herr ist krank, er ist im Kopf durcheinander.«

Sie verließen den Hauseingang.

[1] Er will sehen, ob W. beschnitten, also Jude ist.

(aus: Andrzej Sczcypiorski: *Die schöne Frau Seidenman*. Zürich 1988, S. 102-109.)

Die Übergabe Joasias in ein Kloster

Der Richter Romnicki lächelte und sagte »Welch angenehme Kühle hier.«

Schwester Weronika antwortete, auf der Seite zum Gemüsegarten hin werde es manchmal heiß, doch die aus alter Zeit stammenden Klostermauern seien dick und das bewirke, daß innen gewöhnlich Kühle herrsche.

»Ich habe dieses Kind gebracht«, sagte der Richter und strich Joasia leicht über das dunkle Köpfchen, »wie es verabredet war.«

»Ich verstehe, Herr Richter«, sagte die Schwester und betrachtete das Mädchen. »Sie ist ein bißchen zu dunkel«, fügte sie nach einer Weile hinzu.

»Das kann man sich heutzutage nicht aussuchen, Schwester.«

»Ich will die Sache nicht auf Spitz und Knopf stellen, aber Sie verstehen, Herr Richter.«

»Der Mensch versteht heutzutage mehr als gut tut«, sagte der Richter sentenziös und streichelte wieder Joasias Haar. »Ein bezauberndes kleines Mädchen.«

»Man muß immer hoffen, Herr Richter.«

»Wie festgelegt wurde, hat die Frau Oberin bereits bestimmte Mittel erhalten«, sagte der Richter. »Der Krieg wird nicht ewig dauern. Außerdem stehe ich im Bedarfsfalle immer zur Verfügung.«

»Darum geht es nicht«, entgegnete die Schwester. »Wir kennen unsere Pflichten.« Jetzt strich sie dem Kind über das Haar. »Sie heißt also Joasia«, fuhr sie fort. »Noch heute bringen wir ihr ein Gebet bei.«

»Das kann nützlich sein«, sagte der Richter.

Schwester Weronika blickte aufmerksam zu ihm hoch.

»Es wird ein katholisches Kind werden, Herr Richter. Sie haben nicht nur ihren Körper hergebracht, dem schreckliche Leiden drohen könnten, sondern auch ihre verirrte Seele.«

»Meinen Sie, Schwester, sie hätte Zeit gehabt, sich zu verirren! Sie ist doch erst vier Jahre alt. Wer verirrt sich da?«

»Es ist wohl verständlich, daß wir sie katholisch erziehen. Das ist unsere Pflicht dem Kind gegenüber. Sie sind Katholik, Herr Richter, ich muß nicht nachweisen ...«

»Nun ja«, sagt der Richter und wollte schon das Gespräch beenden, empfand aber plötzlich eine doppelte Schwierigkeit. Er mußte sich von dem lieben, schweigenden Kind trennen. Und ihn bedrückte etwas Wichtiges, eine Unruhe, Bitterkeit oder gar Enttäuschung. Deshalb sagte er: »Tun Sie, Schwester, was Sie für angemessen halten. Aber daraus wird nichts.«

»Woraus wird nichts!«

»Aus diesem Katholizismus, Schwester«, sagte der Richter und wunderte sich selbst, daß eine gewisse Bosheit, ja vielleicht gar Rachsucht in seiner Stimme mitschwang.

(aus: Andrzej Sczcypiorski: *Die schöne Frau Seidenman*. Zürich 1988, S. 255-256.)

Joasias weiteres Schicksal

Joasia erlebte das Kriegsende als Marysia Wiewiora, als katholisches Mädchen und Waisenkind aus der Gegend von Sanok, dessen Eltern, arme Landwirte, gestorben waren. Sie lebte nach dem Krieg wie die übergroße Mehrheit ihrer Altersgenossinnen, lernte fleißig und dachte daran, Zahnärztin zu werden, weil sie flinke Hände hatte und ihr Verhalten lindernd auf die Menschen wirkte. Doch als sie zwanzig Jahre alt geworden war, vernahm sie eine Stimme, die sie rief. Und folgte ihr in Demut und Gehorsam. Sie wanderte nach Israel aus, wo sie nicht mehr Marysia Wiewiora hieß, sondern Miriam Wewer. Und sie wurde nicht Zahnärztin.

(aus: Andrzej Sczcypiorski: *Die schöne Frau Seidenman*. Zürich 1988, S. 259.)

Baustein 8

Kinder und Jugendliche in Theresienstadt

Klassenstufe: **9 bis 13**
Zeitaufwand: **2 Unterrichtsstunden**
Thematik: **Leben im Ghetto**
Kinder und Jugendliche in der Grenzsituation
Strategien der Selbsterhaltung
Lernen und Ziele
Arbeit im Ghetto
Werte und Vorstellungen der Schülerrepublik „Schkid“
Reportagen über Einrichtungen, Zustände, Lebensverhältnisse in Theresienstadt in einer „Schülerzeitschrift“
Vergleich mit „normalen“ Schülerzeitschriften

Was bin ich?
Zu welchem Volk gehöre ich?
Ich, auf ziellosen Irrwegen ein Kind.
Ist meine Heimat der Ghettowall
oder ist sie das Land mit den Knospen so lind,
vorwärts stürmend, lieblich und klein -
Will Böhmen, will die Welt meine Heimat sein?
Ich stehe hier mit meiner Seele ein und sage:
Bin ein Mensch dieser Welt, nun vorwärts denn!

Hanuš Hachenburg (1930 - 1944)

Theresienstadt, die frühere Festungsstadt in Nordböhmen, wurde 1941 zu einem großen geschlossenen Lager, in das - als Zwischenstation - die jüdische Bevölkerung vor allem aus den böhmischen Ländern, aber auch aus Deutschland oder Österreich, gebracht wurde, ehe sie der Transport in die Vernichtungslager brachte.
Tausende von Kindern und Jugendlichen lebten im Lauf der vier Jahre zwischen den Wällen des von ihnen so genannten Ghettos. Viele von ihnen waren durch die gewaltsamen Eingriffe in ihr Leben verwaist, andere von ihren Familien durch das Lager oder im Lager getrennt. Für sie versuchte die jüdische Selbstverwaltung unter den verheerenden Bedingungen des Ghettos erträgliche Lebensumstände zu schaffen, was Unterbringung und Ernährung, aber auch die emotionale und geistige Betreuung betraf. An wenigen Beispielen sollen ihre Lebensumstände dargestellt werden.
In seinem Vorwort zu dem Buch, dem die meisten dieser Beispiele entstammen (*Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*. hrsg. von Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč, und Zdeněk Ornest. Hanau 1995.), schreibt Václav Havel:
„Das Theresienstädter Ghetto ist ein Symbol der Grausamkeit und Hoffnungslosigkeit. Dieses Buch [...] ist jedoch kein Symbol des Verderbens. [...] Die in diesem Buch zusammengetragenen Texte, besorgt von denen, die überlebt haben, erfüllen den Leser mit Hoffnung. [...] Lesen wir aufmerksam, was uns die Theresienstädter Kinder mit ihren Gedichten, Erzählungen und Reportagen mitteilen. Lernen wir von ihnen den Glauben an die Wahrheit, die Liebe zum Zuhause, das zugleich Heimat ist, lernen wir Festigkeit in den Ansichten und Tapferkeit, mit welcher sie dem ständig gegenwärtigen Tod entgegentraten.“ (S. 10f.)

Stellvertretend für sie alle sollen die Jungen aus Heim 1 im Block L417 stehen, im Lauf der Jahre etwa hundert, von denen nur fünfzehn die Befreiung erlebten.
Das Heim I für ältere Jungen (bis 16) hatte einen Erzieher, Walter Eisinger, der in einem Nebenraum mit den Jungen wohnte. Den Tagesablauf schildert Kurt Jiří Kotouč später so:
„Täglich mußten ungefähr 40 Jungen zu verschiedenen Arbeiten im Ghetto gehen. [...] Um sechs oder sieben Uhr gab es den Weckruf, dann Waschen unter einem eiskalten Wasserstrahl, Aufräumen der Pritschen, Aufteilung der Tagesdienste - Aufsicht und Aufräumen in den Räumlichkeiten und auf den Korridoren, dem WC, dem Hof. Dann Frühstück und Antritt zum »Appell«. Alle Heime mußten im Treppenhaus antreten, und der Leiter des L 417 Ota

Klein trug eine Art »Tagesbefehl« vor. Dann erst begann der Unterricht. Aus Raummangel auch in den Heimen, aber vor allem auf dem Dachboden, wo keine so große Gefahr eines Einfalls der SS bestand. Wo immer unterrichtet wurde, hatte stets ein Junge Wachdienst. Jede Klasse konnte im Fall einer Kontrolle durch die SS irgendeine andere Tätigkeit vortäuschen, etwa Aufräumen. [...] Von den acht oder zehn Lehrern waren nur zwei oder drei professionelle Pädagogen. Es gab keine Schulhilfsmittel. [...] Unterrichtet wurde etwa drei bis vier Stunden täglich [...] Wie alle Kinder waren auch wir manchmal recht ausgelassen, akzeptierten aber dennoch die Losung unserer Lehrer, daß wir hinter den Schulen in der Freiheit nicht zurückbleiben dürfen. [...] Seiner Wirksamkeit [des Unterrichts] wurde ich mir nach der Rückkehr aus dem Lager bewußt, als ich wieder in eine normale Schule kam. Tatsächlich war ich nur ganz unwesentlich zurückgeblieben.
Nach der Expedition mit dem Eßnapf um das Mittagessen, für das man [...] Schlange stehen mußte, folgte noch die Wiederholung des durchgenommenen Stoffes, allerdings schon ohne die Anwesenheit der Lehrer. Es konnte aber auch eine andere Beschäftigung sein, am liebsten war uns Körpererziehung in Form von Fußballwettspielen auf dem Hof, oder es gab das unangenehme „große Reinmachen". Wirkliche Freizeit gab es erst am späten Nachmittag vor dem Abendessen, ungefähr zwischen 16 und 18 Uhr. Etliche Kinder hatten noch ihre Eltern in Theresienstadt oder wenigstens irgendwelche Verwandte und besuchten sie in dieser Zeit in den verschiedenen Kasernen. Nach dem Abendessen wurden die Heime mehr oder weniger zu abgeschlossenen Welten, in denen sich die Kinder vor dem Schlafen [...] unterhielten. In den Heimen für Jüngere begann die Nachtruhe übrigens sehr bald, aber wir älteren »bummelten«. Wir haben auch die berühmten Theresienstädter Dachbodenvorstellungen gesehen - Kabarette, Theaterstücke, Rezitationen, Konzerte. Ich erinnere mich auch an Expeditionen, bei denen wir in der Dunkelheit Kohle stehlen gingen. [...] Auf den Pritschen wurde dann nach der um 22 Uhr verkündeten Nachtruhe in der Dunkelheit noch lange gequatscht." (*Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*. hrsg. von Marie Ruth Krízková, Kurt Jirí Kotouč, und Zdenek Ornest. Hanau 1995, S. 39f.)

Angeregt durch ihren Erzieher, den Lehrer Walter Eisinger, gründeten die Zwölf- bis Sechzehnjährigen eine Selbstverwaltung, die feierlich mit Fahne und Hymne (eine Strophe hieß: „Für uns ist ein Bruder jedermann / ob ein Jude oder Christ / wir treten Schulter an Schulter an / Jungen der Republik Schkid") am 18. Dezember 1942 proklamiert wurde. Die Grundsätze, nach denen sie zusammenleben wollten, hatten sie in dem Buch „Die Republik Schkid" gefunden, von denen Eisinger ihnen erzählte. Schkid war eine Abkürzung für schola imeni Dostojewskowo, der Name einer Schule für obdachlose Kinder in Petersburg nach der Revolution. In dieser Schule hatte es verschiedene Zeitschriften gegeben, und auch dies Beispiel griffen die Jungen aus Heim 1 auf. Sie waren die ersten und wollten vorn sein, also nannten sie ihre Zeitschrift VEDEM - zu deutsch: »wir führen...«
Diese Zeitschrift war ausschließlich die Sache der Jungen. Ihre Lehrer schrieben nur hie und da Beiträge. Jeden Freitag Abend setzten sie sich zusammen und jeder, der in der Woche etwas geschrieben hatte, stand auf und las seinen Beitrag vor.
Die Zeitschrift wurde jeweils in einem Exemplar aufgelegt und wanderte von einem Leser zum anderen. Die erste Nummer ist mit dem 18.12.1942 datiert, die letzte erschien wahrscheinlich am 30.7.1944. Insgesamt - mit den Abbildungen - liegen 800 Seiten Text vor, von denen die ersten 190 in Maschinenschrift, die übrigen in Handschrift auf Din A4-Blättern geschrieben sind. Es war jedes Exemplar also ein Original und ein Unikat, und selbstverständlich war es vor den deutschen Bewachern zu verstecken.
Auch in anderen Heimen sind solche Zeitschriften entstanden, allerdings keine vom Umfang und der langen Erscheinungsdauer von VEDEM.

Vor die Reportagen, Feuilletons, Gedichte und Zeichnungen der Jungen seien noch zwei Auszüge aus den Erinnerungen Lotte Guthmanns aus Wiesbaden (eines bei der Ankunft in Theresienstadt sechzehn Jahre alten Mädchens) gestellt, die einmal etwas über die Arbeit im Ghetto aussagen, zum anderen aber auch über die unglaubliche Fähigkeit, einander auch in dieser Lage eine Freude, sogar ein Fest zu bereiten.

Arbeitshinweise:
Denkbar wäre eine Bearbeitung der Beiträge in Gruppen, entweder durch Analyse einzelner Texte und Illustrationen innerhalb einer Gruppe oder durch Untersuchung aller Texte nach Einzelaspekten (s. Thematik). Das hängt von der Klassenstufe, also dem möglichen Grad an Abstraktion, und von der zur Verfügung stehenden Zeit ab.

Auszüge aus der Schülerzeitung VEDEM zitiert nach:
Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt. hrsg. von Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč, und Zdeněk Ornest. Hanau 1995, S. 159f., 22, 52, 92, 104f., 102f., 86f., 85f., 126, 128, 121, 134, 135. Das einleitende Gedicht (H. Hachenburg), ebenda, S. 15.

Barbara Heckel

Lotte Guthmann

Arbeit im Ghetto

Zu Anfang wurde jeder in die Arbeitskolonne eingeteilt, zum Putzen oder anderen täglich sich ändernden Gruppenarbeiten. Wenn wir erst vom Arbeitsprogramm erfaßt wären, so sollten wir Augen und Ohren offen halten nach Möglichkeiten, die entweder mit der Verpflegung oder mit der Verwaltung zu tun hätten. Die meisten dieser Dienste wurden von den Häftlingen gehalten, die schon lange in Theresienstadt waren. Diese Leute hatten die ärgsten Zeiten überlebt und halfen sich gegenseitig oder persönlichen Bekannten, »bessere« oder weniger gefährliche Arbeit zu verrichten.

Die Arbeit in dem Sägewerk war z.B. gefährlich. Dort wurden Betten und Bänke für den Lagerbedarf hergestellt. Die Maschinen waren nicht im besten Zustand, und die neuankommenden Arbeiter waren ungenügend geschult und dieser Arbeit oft nicht gewachsen. Eine meiner Nachbarinnen hat später dort gearbeitet und sie erzählte mir, sie habe bei Arbeitsschichtwechsel mehrere Finger neben der Säge gefunden. Niemand hat ihr das erläutert. Wahrscheinlich hatte ein Kollege oder eine Kollegin einen Betriebsunfall während der vorgehenden Schicht. Aber das Leben war so wertlos, daß niemand weiter darauf achtete.

Die Arbeit in der Glimmerfabrik hatte irgend etwas mit Kriegsvorbereitungen zu tun. Man hantierte mit Asbest und ähnlichen gesundheitsschädlichen Materialien. Diese Arbeit war »ungesund«, man riskierte Krebs und anderer Erkrankungen, aber dafür gab es für diese Arbeit etwas erhöhte Brotrationen. Krebs später im Leben oder andere Erkrankungen waren aber für uns nicht so furchterregend wie die laufenden Abtransporte, denn keiner von uns machte sich Hoffnungen, einmal später ein reifes Alter zu erleben. So riskierte man schon gerne irgendwelche Krankheiten in der (wohl nie zu erlebenden) Zukunft, im Austausch gegen etwas mehr Brot in der Gegenwart, denn der tägliche Hunger schmerzte mehr als die Furcht vor einer späteren Erkrankung. [...]

Landwirtschaftsarbeit war »gut«. Man konnte manchmal Rüben, Gurken, Bohnen oder eine Kartoffel stehlen und sich damit etwas bei der Verpflegung helfen. Allerdings wurden die Arbeitskolonnen beim Ein- und Ausmarsch von der Lagerwache am Lagertor genauestens kontrolliert, und wenn man mit einer Kartoffel oder einer Rübe erwischt wurde, so gab es harte Strafen.

Arbeitsplätze oder Wohnquartiere wurden ständig frei durch die häufigen Abtransporte, durch Erkrankung oder Tod der anderen Häftlinge. Eugenie erklärte uns, warum es notwendig wäre, sich um solche frei werdenden Plätze zu bemühen: Es war die einzige Möglichkeit, sich das Leben etwas zu erleichtern und mit einiger Berechtigung hoffen zu können, diese harte Zeit zu überleben. [...]

Am Nachmittag meldete ich mich zur Arbeitskolonne. Ich wurde zur Putzarbeit eingeteilt in einer Gruppe von Häusern, wo Alte und bettlägerige Häftlinge wohnten. Wir konnten aber nicht richtig putzen, denn es gab - wie gewöhnlich - kein Wasser. So fegten wir die Gänge und halfen den Leuten in ihren Zimmern aufzuräumen. Mir wurde gesagt, ich solle mich am nächsten Morgen beim »Jugendeinsatz« (für Insassen unter 18 Jahren) in der Unterkunft L 218 melden. Dort war eine Gruppe von Häusern als Unterbringung für junge Männer von etwa 12 bis 18 Jahren zugeteilt worden. Im Hinterhof war das Büro zum Einsatz der Jugendlichen in die Arbeitseinsatzprogramme des Lagers. [...]

(a.d. Erinnerungen von Charlotte Guthmann-Opfermann, in Begegnungen 3, Stationen, Wiesbaden 1993, S. 94-97.)

Geburtstag im Ghetto

Mein Geburtstag im April 1944 kam nahe, und ich hörte rund um mich herum Getuschel von den 38 Kameradinnen, mit denen ich in dem kleinen Zimmer zusammenlebte. Sie hatten, wie ich später erfuhr, je eine Scheibe Brot von ihrer Wochenration gespendet und an Karla Kohn für ihren Vater, Rechtsanwalt Kohn aus Berlin, abgegeben. Rechtsanwalt Kohn hatte seine Geige mit ins Lager bringen dürfen; denn beim Abtransport von Berlin hatte er wie unsere Wiesbadener Freunde an einem »Command Performance« Konzert teilgenommen. Jetzt spielte er abends nach der normalen Arbeit im Rahmen der Lager-Freizeit-Gestaltung in einem Streichquartett in den Kasernenhöfen.

Für diese Vorführungen mußte man, genau wie für die Brauseanstalt und für die Lagerwäscherei, eine Eintrittskarte haben, und die gab es nur von der Arbeitseinsatzstelle. Sie waren begrenzt erhältlich, und es war ein großes Ereignis, wenn man solche Karten erhielt. Und diese Musiker waren in unser kleines Zimmer gekommen, um mir zum Geburtstag ein Sonderkonzert zu geben!

Die anderen Musiker und Herr Rechtsanwalt Kohn hatten sich die Scheiben Brot in Zahlung geben lassen und spielten mir zu Ehren zum Geburtstag ein kleines Konzert, zumeist Mozart.

Meine Eltern und mein Bruder waren auch verständigt worden und kamen zu dem großen Ereignis. Mein Vater litt sehr an Gelenkschwellungen (Hungerödemen) und sah lange nicht mehr so fesch und forsch aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er war in den wenigen Monaten sehr alt geworden. [...]

Er hielt eine sehr formelle Dankrede in meinem Namen für meine Zimmerkameradinnen, deren Brotspende dies ermöglicht hatte. Und für die Musiker. Wie geehrt er sich für mich fühle. Solche Geburtstagskonzerte gebe es doch normalerweise nicht für gewöhnliche Sterbliche. Eine solche kulturelle Erfahrung wie dieses kleine Hauskonzert spende uns allen Mut und Hoffnung auf ein besseres Leben. Vielleicht sei es wirklich möglich, diese Zeit zu überleben. Dieses Erlebnis und diese schöne Stunde miteinander könnten wir nie vergessen. Es war wunder-wunderschön.

Henny hatte mir aus ein paar Papierfetzen einen kleinen »Gedichtband« zusammengebastelt, mit Versen von Rilke und Hölderlin, Hugo von Hoffmannsthal und Brentano, ganz aus dem Gedächtnis und mit Tintenstift von der Wäschekennzeichnung geschrieben. Das Ganze eingebunden in einem lustigen Stofflappen von irgend Jemandes ehemaligen Sommerkleid. Es war ein traumhaft schöner Geburtstag mitten in all dem Elend, dem Hunger, den vielen Erkrankungen, dem ständigen Abschiednehmen von Toten und von Abtransportierten, die - wir wußten das doch trotz aller gegenteiligen Beteuerungen - dem Tod entgegengingen. Irgendwie versuchten wir alle zu vergessen, daß man uns hierher gebracht hatte, um unserem Leben durch Hunger oder Krankheit oder Abtransport ein Ende zu bereiten.

(a.d. Erinnerungen von Charlotte Guthmann-Opfermann, in Begegnungen 3, Stationen, Wiesbaden 1993, S. 113, 116f.)

VEDEM - Schülerzeitung im Ghetto

Die Schwarzen und wir

Vor kurzem las ich das Buch von Harriet Beecher Stowe, »Onkel Toms Hütte«. Sicher kennt ihr alle dieses Buch, es ist die Lebensgeschichte einiger schwarzer Sklaven in Amerika. Es sind darin viele Schrecken der schwarzen Sklaverei beschrieben, wie Prügel und Hunger. Am meisten beeindruckte mich jedoch die Zersplitterung der Familien. Im Lager der Sklaven gab es zahlreiche Familien, die auf die Versteigerung warteten. Ihr einziger Wunsch war, gemeinsam irgendeinem Herrn verkauft zu werden. Allein selbst diesem ihrem wirklich kleinsten Anspruch und Wunsch wurde nicht Rechnung getragen. Jeder von ihnen wurde anderswohin verkauft, so daß sie einander vielleicht nie mehr wiedersahen. So wurden die Sklaven verkauft und so ging man mit ihnen um, mit den Schwarzen in Amerika des neunzehnten Jahrhunderts, das heißt, drei Jahrhunderte nach der Entdeckung Amerikas.

Worin unterscheiden wir uns von den damaligen Sklaven und unsere Zeit von jener? Wir leben hier in Theresienstadt im Lager der Sklaven, sind ähnlich wie die Schwarzen Prügeln und Hunger ausgesetzt. Das einzige, wodurch wir uns vielleicht von den damaligen Verhältnissen unterscheiden, ist die nicht regelmäßige und grundlose Zersplitterung der Familien. Aber auch dazu ist es gekommen. Am 29.I.1944 wurde ein Transport junger und älterer Männer berufen, von Söhnen, Vätern, Brüdern, Verwandten. Auch wir Juden, die betroffenen Männer, haben ähnlich wie die Schwarzen, die Toms und die anderen, unser Schicksal ruhig und stolz ertragen, haben ihm ins Auge gesehen. Als sie wirklich am 2.III.1944 den vorbereiteten Zug bestiegen, der sie irgendwohin in eine unbekannte Ferne bringen sollte, stand ich mit ungezählten anderen an der Ecke, um vielleicht zum letzten Mal viele Bekannte zu sehen, andere ihre Verwandten. Da rief der Sklavenhalter in grünem Anzug und grüner Mütze den Oberaufseher herbei, er solle diese Hunde an den Zug heranlassen, damit sie sich von den Abfahrenden verabschieden könnten. Bald darauf fuhr der Zug ab. In ganz Theresienstadt verbreitete sich die Nachricht von der Anständigkeit und dem Mitgefühl des Sklavenhalters, der seinen Untertanen die Möglichkeit gab, sich von ihren Kindern, Eltern, Brüdern und anderen, ihnen über alles Teuren, zu verabschieden.

Wodurch unterscheiden wir uns also wirklich von jenen ungebildeten schwarzen Sklaven, heute, in der Epoche des größten kulturellen Aufschwungs in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts? Könnte man das Buch »Die Mansarde des Herrn Kohn« nicht etwa mit »Onkel Toms Hütte« gleichsetzen?

Hanuš Pollak

Theresienstadt

Das bißchen Schmutz im schmutzigen Gemäuer
und ringsum das bißchen Draht
und 30 000, die schlafen –
bis sie eines Tages erwachen
und an diesem Tag die Erfahrung machen
wie ihr eigenes Blut verrinnt.

Einst war ich ein Kind - noch vor zwei Jahren
wollte weg und in andere Welten fahren.
Bin nicht mehr das Kind - sah Feuersglut,
weiß, was Angst ist und das Ringen um Mut
kenne Tage ohne Licht und Worte wie Blut!
Fort ist der Spuk aus den Kindheitstagen!

Aber ich weiß, heut schlafe ich nur
und werde zurückkehren in der Kindheit Flur,
in die Kindheit, die wie eine Rose blüht,
wie ein Glockenschlag den Traum durchzieht,
wie eine Mutter, die ihr kränkelndes Kind
mit allem, was sie hat, in die Arme nimmt.
Wie schrecklich eine Jugend, die als Last
im Herzen Rache trägt, den Feind nur haßt.

Wie schrecklich eine Jugend, die in sich trägt
für manche Gutes, Flüche für andre erwägt.
In weiter Ferne schlummert mein Kindheitsland
die Pfade des Baumgartens an Mutters Hand.
Dort, wo einst mein Vaterhaus stand,
dem heute nur bittrer Hohn zugewandt,
dort in den Gärten, wo die Welt schön einst war
in die mich meine Mutter gebar –
damit ich sie mit meinen Tränen benetze.
Liege auf Stroh, eine Kerze neben mir
und begreife langsam und wirklich erst hier
welch winziges Geschöpf ich doch war
ebenso winzig
wie der Choral -
jener 30 000

Ha- (Hanuš Hachenburg)

Sport in Theresienstadt

Der Dresdener Hof ist vom Dachboden bis zur Erde von Menschen erfüllt, keine Stecknadel könnte durchfallen. Auf dem Spielfeld tummeln sich vierzehn Spieler. Es gibt das Wettspiel Kleiderkammer - Köche. Der linke Flügel der Kleiderkammer, Náci Fišer, greift an. Im Publikum Unruhe und Erregung. Schon ist er in der Nähe des Tors, er schießt, aber der Torwart der Köche fängt den Ball mit einer Robinsonade. Großer Applaus des Publikums. Die Angriffe wechseln, das Publikum nähert sich dem Siedepunkt, der tritt ein, als sich die eine Seite selbst ein Tor schießt.

Das Wettspiel ist beendet. Das Publikum schreitet in lebhafter Debatte den Unterkünften zu. Da kommt auf einmal die Frage auf, wie es wäre, wenn die Ghettomannschaft in böhmischen Wettbewerben spielen würde. Gewiß, alle sehen ein, daß sie nicht besser wäre als ein durchschnittlicher Divisionsklub, viele stufen sie noch viel niedriger ein. Aber was tuts, in Theresienstadt befinden wir uns im geschlossenen Ghetto und eine dicke Mauer trennt uns von der übrigen Welt. Kleiderkammer, Ghettowache, Köche sind Mannschaften von Ligaformat, die um die Ghettomeisterschaft kämpfen. Und bei allen Mängeln des Theresienstädter Fußballs glaube ich, daß er auch seine erheblichen Vorteile hat. Warum werden in Prag die großen Wettspiele Sparta-Slavia ausgetragen - etwa um dem Publikum guten Fußball vorzuführen? Nein, der Sport wurde zum Profit Hunderter Menschen, zur Existenz von Tausenden. An ihm verdienen Unternehmer, Veranstalter, Spieler, Richter. Die Klubs spielen nicht um das Primat, sondern um Geld, Richter und Spieler werden bestochen. Die Kicker kämpfen nicht aus Liebe für ihren Klub, sondern um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Betrachten wir nun einmal den Fußball hier in Theresienstadt. Was bekommen die Spieler des Siegerklubs der Theresienstädter Liga? Was die Veranstalter des Wettspiels, wenn die Dresdener Kaserne mit dem Publikum vollbesetzt ist? Nichts. Hier kämpfen die Spieler mit echtem Elan für ihren Klub. Sie spielen, um zu spielen, und nicht für Geld. Und ich glaube, daß hier weitaus mehr Opferwilligkeit an den Tag gelegt wird als sonstwo. Beim Wettspiel Kleiderkammer-Köche trat Glückner mit einer Mittelohrentzündung und hohem Fieber an und war dennoch einer der besten Spieler auf dem Feld. Beim Wettkampf Hagibor Prag - Wien gab es ein out, der Richter pfiff jedoch für Hagibor eine Ecke. Der linke Flügel Prags, Franta Leiner, schoß wie ein richtiger Sportler ins out.

Und wenn man hier in Theresienstadt, in dieser umgekehrten Welt, so spielen kann, ginge das nicht auch anderswo? Und so wie manche Dichter l'art pour l'art rufen, so rufen wir: Sport für Sport und nicht für Geld!

Akademie (Autor unbekannt)

Zwei alltägliche Fälle im Ghetto Theresienstadt

Es ist kalt. Die Theresienstädter Straßen liegen unter Schnee, der jedoch schon festgefroren ist in dem starken Frost. Ich schlendere langsam auf dem Gehsteig und beobachte das Leben auf der Straße. Plötzlich fällt mir ein etwa achtzigjähriger Greis auf, mit weißem Haar und weißem Vollbart. Würde ich ihn nach seiner Gangart beurteilen, würde ich ihn als kaum Vierzigjährigen ansehen. Er schritt schnell aus, mit einem Eßnapf in der Hand, wahrscheinlich ging er sein Mittagessen holen. Da rutschte er mit einem Mal auf dem unbestreuten eisbedeckten Gehsteig aus. Er schlug mit dem Kopf direkt auf das Pflaster auf und blieb liegen. Die Vorbeigehenden eilten dem Alten zu Hilfe und einer von ihnen, bei dem ich dank des Aeskulapzeichens erkannte, daß er Arzt war, untersuchte den Greis, konnte jedoch nur den Tod feststellen.

Einige Tage nach diesem Vorfall machte ich mich in einen Block auf. Ich betrat dort einen der vielen Räume. Gräßliche Luft umwehte mich, an den staubigen Wänden standen zwei Reihen von Holzpritschen. Als ich weiterging, sah ich dort viele alte Männer und Frauen mit ausgemergelten Gesichtern liegen. Manche stöhnten leise. Ich trat zu dem Mann in weißem Kittel, der mit zwei Schwestern Krankendienst hatte, und fragte ihn, was mit diesen Menschen los war und wo ich mich eigentlich befand. Er sagte: »Junge, das ist das Krankenzimmer für Alte. Hier gibt es am meisten Pneumonien. Du weißt ja, wir sind in Theresienstadt, sie frieren in den ungeheizten Räumen, legen sich nieder, bekommen Lungenentzündung und in ein paar Tagen sind sie weg.« Der Arzt endete und eilte davon.

Ich bin nicht gerade sensibel veranlagt, aber als ich später über diese beiden im Ghetto gewiß recht alltäglichen Fälle nachdachte, war ich dem Weinen nahe. Bisher war mir das Fürchterliche von Theresienstadt nie so richtig zum Bewußtsein gekommen, erst jetzt. Und abermals war ich um eine Lebenserfahrung reicher.

Don Herberto (Herbert Fischl)

Das Zentralbad

Wenn ich einen roten oder weißen Zettel mit dem Buchstaben M oder J erhalte, nehme ich Handtuch, Seife, Waschlappen und begebe mich ins Hohenelbe-Zentralbad. Dort stelle ich mich in den Haufen von Männern oder Jungen, die warten, bis sich das Tor öffnet, um einzutreten. Sind es Männer, so höre ich hier die neuesten Berichte über den Sport oder die Mädchen in Theresienstadt und so ähnlich. Auf einmal geht die Tür auf, der Haufen setzt sich in Bewegung und ich mit ihm. Vor mir taucht ein Mann auf, der meinen Zettel sehen will, ihn kontrolliert und mich dann mit den Worten entläßt: »Nimm die Holzpantoffeln und verschwinde!« Ich mache ein paar Schritte, als mich ein Junge aufhält und auffordert, den Raum zu betreten. Wenn ich das tue, zeigt sich vor mir eine Reihe von Bänken und Kleiderhaken. Ich ziehe mich aus, denn es gibt hier nur Personen meines Geschlechts und niemanden, vor dem ich mich schämen müßte. Dann gehe ich zu dem Mann, der Haare und Körper untersucht, und wenn der mich entläßt, unter die Dusche. Später hörte ich, wie man von ihm als dem Lausaufseher oder so ähnlich sprach. Als ich mich mehr dafür interessierte, erfuhr ich, er sei ein älterer Arzt, der keine Praxis mehr betreibe und in der Abteilung Gesundheitswesen beschäftigt war. Wenn ich mit den letzten komme, ist keine Dusche mehr frei und ich bin auf die Gnade meiner Mitmenschen angewiesen. Das Zentralbad hat zwei Duschräume und ein Bassin, in das man nur selten kommt. In jedem Raum bedient ein Junge den Wasserhahn; er dreht ihn zweimal in Intervallen von sieben Minuten auf. In der Pause dazwischen seift man sich ein. Wenn das Baden zu Ende ist, fließt kaltes Wasser, unter das sich nur die wenigen Mutigen wagen. Manche Jungen gehen immer abends baden, denn dann kann man, wenn man Glück hat, auch ohne Zettel ins Bassin. - Weil ich nicht weiß, was ich noch beschreiben könnte, schließe ich meine Reportage.

Medik Šnajer (Jiří Grünbaum)

Streifzüge durch Theresienstadt

Bei dem Wort Kinderküche sehen wir im Geist die Ausgabestelle auf dem Hof L 318 vor uns. Die eigentliche Kinderküche macht den Eindruck eines dunklen Loches in die Unterwelt, wo Köche und Köchinnen in weißen Kitteln herumflitzen und von wo Dampfschwaden aufsteigen.

Ganz anders schien uns das alles, Šnajer und mir, als wir sie gründlich besichtigten, mit dem Chefkoch Rabl sprachen und uns von ihm alles erklären ließen. Darauf mußten wir längere Zeit warten. Inzwischen liefen vor unseren Augen Gestalten mit schweren Mehlsäcken und anderer Nahrung vorbei, mollige Köchinnen mit Tabletts mit Buchteln, die robuste Figur von Herrn Bachner, muskulöse Träger mit schwarzem Kaffee, und zwischen all dem schritt nonchalant Herr Karvan umher, der Kommandant der Kinderbäckerei, in einem grauen Gummimantel und mit zurückgekämmten Haaren. Mitunter flog wie eine weiße Fledermaus Chefkoch Rabl vorbei.

Endlich machte letzterer nach längerem Umherlaufen halt, blickte sich um, ob noch etwas zu tun wäre, und sagte schließlich: »So, Jungen, endlich habe ich für euch Zeit.« Und mit dieser Eröffnung begann unser Interview:

»Wieviel Personal beschäftigt die Kinderküche?«

»Vierundfünfzig Personen einschließlich der Bäckerei und der Träger.«

»Was für ein Inventar haben Sie?«

»Fünf Kessel, davon drei Rauch- und zwei Dampfkessel (Druck 0,4 atm). Dann haben wir noch ein Konditoreibackrohr und einen Ofen. Was das Geschirr anbelangt, achtzehn Tröge und zwölf Fässer.«

»Wie viele Personen verköstigt diese Küche?«

»Dreitausend Kinder aus den Kasernen und Blocks.«

»In welcher Menge wird hier gekocht?«

»Am Morgen zum Beispiel dreihundert Liter Kaffee, zweihundertfünfzig Kilo Hirse, mittags eintausendachthundert Liter Suppe, abends eintausendfünfhundert Liter.«

»Wie bald vor der Ausgabe muß das Kochen beginnen? Gibt es auch Nachtschichten?«

»Je nachdem, worum es sich handelt, manchmal muß man um zwei, manchmal um einen Tag früher beginnen, selbstverständlich wird auch nachts gearbeitet. Vor kurzem haben wir bis sechs Uhr früh sechshundertdreißig Kilo Spinat zerschnitten.«

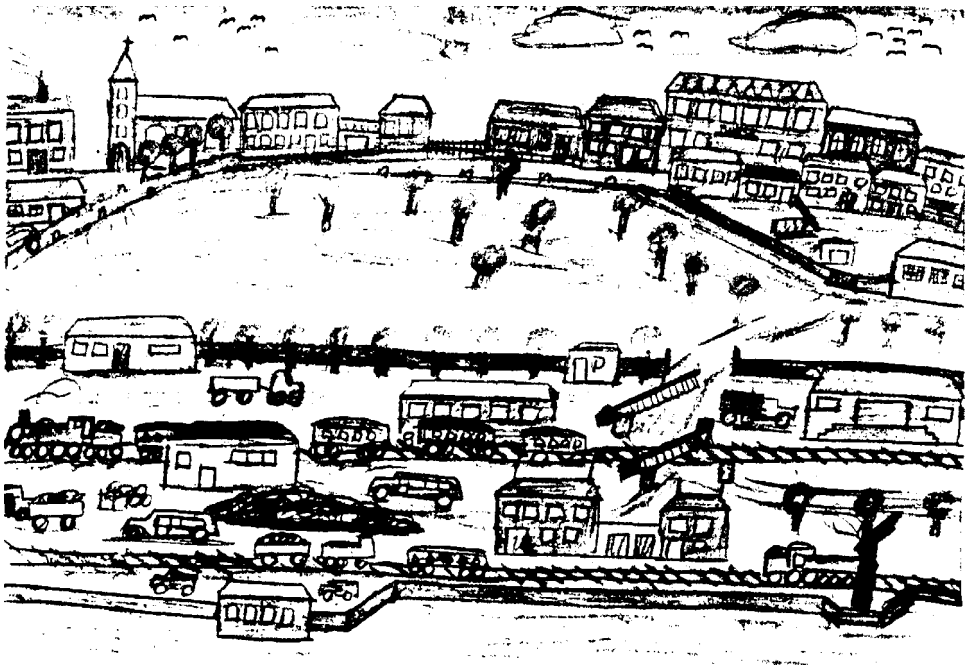
»Das war damals zu den Knödeln, damals gab es so große Spinatportionen, nicht wahr?«

»Sicher habt ihr nicht einmal daran gedacht, wieviel Arbeit wir hatten, diesen Spinat zu rupfen und zu reinigen.«

Wir schwiegen verlegen. Die Arbeit von Köchen ist mitunter wirklich schwer und unangenehm. Aber in der Küche herrscht eine prima Laune, hier wird gewitzelt und manchmal kommt auch ein Lied auf. In dieser Hinsicht ist Herr Karvan einzigartig.

Unsere Fragen waren beantwortet, wir dankten Herrn Rabl und gingen heim.

Akademie (Autor unbekannt)



Josef Kraus (geb. 1931 - umgekommen in Theresienstadt). Stadt, Buntstifte, 300*215 mm. Jüdisches Museum Prag

Streifzüge durch Theresienstadt

Die Zentralleichenkammer befindet sich fast an der Grenze von Theresienstadt. Sie ist tief in den Schanzen untergebracht. Ihr Eingang sieht wie ein Höllentor aus. Von außen dringt nur durch die Schießscharten schwaches Licht ein. Jeden Augenblick kommt knarrend ein Gefährt mit einer Leiche angefahren und dahinter weiß gekleidete Träger. Ihre Schritte hallen im Souterrain wider. In den Sackgassen der Korridore sind Brettersärge gestapelt. Manche sind voll, zum Abtransport vorbereitet, andere sind leer. Die warten noch auf ihre Bewohner. Dieses Bild bot sich meinem Blick, als ich diesen düsteren Ort besuchte. Überall herrschte Stille, auch die Bediensteten, die hinten im Korridor arbeiteten, sprachen flüsternd. Auf allem lastete der drückende Schauer des Todes. Schließlich kam ich bis ans Ende des Korridors. Dort verpackten die Angestellten gerade eine Leiche. Der Anblick war grausig, weil die Umrisse so offensichtlich waren und dabei war die ganze Gestalt so bewegungslos und reglos. Als sie die Leiche eingepackt hatten, legten sie sie in den Sarg und schlossen den Deckel. All das beaufsichtigte ein Rabbiner. Ich schaute eine Weile zu und entschloß mich dann endlich, über alles Herrn Dr. Bock zu befragen, den Leiter dieser Endstation auf dem Weg aller Bewohner des Ghettos.

»Die Zentralleichenkammer existiert schon seit dem 12. August 1942, und seither haben 21 000 Leichen diesen Korridor passiert.«

»Und wie viele davon sind an Infektionskrankheiten gestorben?« erkundigte ich mich.

»Das registrieren wir nicht, ich weiß nur, daß 120 an Typhus gestorben sind.«

»Was passiert mit einem Toten, wenn er stirbt? Wie spielt sich das ab?«

»Die meisten sterben im Krankenhaus. Nach der Leichenbeschau durch den Arzt wird die Leiche dann sofort hierher gebracht. Hier wird sie dann nach den religiösen Gebräuchen gewaschen, in ein Leintuch gehüllt und in den Sarg gelegt. Alles unter der Aufsicht der Rabbiner. Nach der Einäscherung im Krematorium wird die Urne gefüllt, für die wird jetzt in den Schanzen ein Urnenhain angelegt.«

»Wie sind wohl die Gefühle der Bediensteten, die ständig mit Leichen arbeiten? Gehen sie mit ihnen schon wie mit Ziegeln um oder wirklich wie mit Verstorbenen?«

»Das ist die einzige Beschäftigung, bei der sie nicht an die Belohnung denken können, und trotzdem nehmen sie diesen letzten Dienst für die Verstorbenen ernst und versehen ihn auch ordentlich. Das zeigte sich auch im letzten September. Da mußten sie auf einmal 4000 Leichen forttragen, und selbst damals versagten sie nicht. Es war nicht die physische Kraft, die sie auf den Beinen hielt, das war etwas mehr.«

»Ich danke Ihnen sehr, Herr Doktor, für diese Information, aber jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten«, sagte ich, empfahl mich und verließ diese Unterwelt und kehrte in den strahlenden Tag zurück.

-nz (Petr Ginz)

In Theresienstadt starben bis Ende April 1945 insgesamt 33 430 Häftlinge. Die meisten dieser Opfer wurden im Theresienstädter Krematorium verbrannt, das seit Oktober 1942 in Betrieb war.

Einiges über das Krematorium und die Kremation

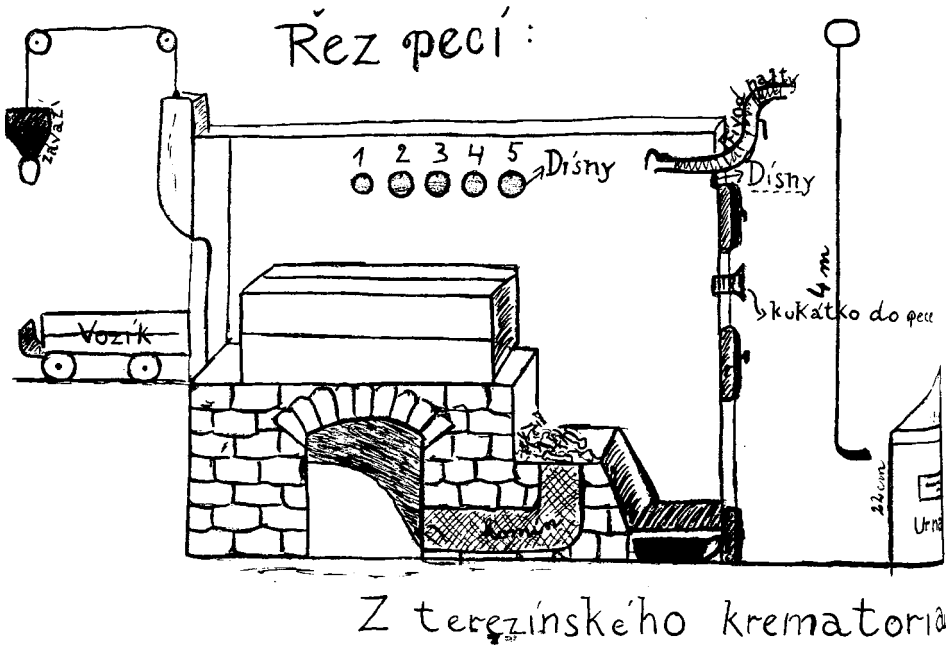
So manchem von euch geht wohl die Frage durch den Kopf: Was ist eine Kremation und wie sieht wohl ein Krematorium aus? Ich will euch also zuerst etwas über die Kremation sagen.

Vom modernen Standpunkt aus ist die Kremation oder die Verbrennung in jeder Hinsicht hygienischer. »Warum?« wird jeder von euch fragen. Im Grab zersetzt sich das Fleisch und verschwindet im Laufe von zehn Jahren vollkommen und übrig bleibt nur das Skelett.

Bei der Kremation wird jedoch das Fleisch im Laufe von wenigen Minuten verbrannt. Der interessanteste Teil des Krematoriums ist der Ofen, der auf 800 bis 1200 °C angeheizt wird. Die neueste und überhaupt beste Heizeinrichtung ist die Beheizung mit Rohöl. Für das Anheizen eines Ofens benötigt man sechs bis neun Liter Rohöl. Damit die Temperatur im Ofen nicht vergrößert wird oder 1200 °C überschreitet, gibt es im Ofen zehn Einrichtungen, die kalte Luft hineinpressen. Wenn dann die Temperatur unter 800 °C sinkt, schließt sich die Luftzufuhr, so daß die Temperatur abermals steigt. Der Ofen ist mit 10 cm dicker Schamotte ausgelegt. Bei der Kremation wird folgender Vorgang eingehalten: Die Leiche wird zuerst auf einen schweren Eisenwagen gelegt, der sich hinten auf einem erhöhten Boden befindet, und wird dann durch eine Hintertür in den Ofen geschoben. Dort entledigt sich der Wagen selbst seiner Last und kehrt in einigen Sekunden zurück.

Wie bekannt, setzt sich der Körper aus 75 Prozent Wasser zusammen, und wenn er in eine große Glut gerät, beginnt das Wasser im Körper zu kochen, wodurch sich die Leiche bewegt. Wenn das ganze Fleisch schon verbrannt ist und zur Hälfte auch die Knochen und nur ein kleineres Häufchen übrig ist, schiebt es der Dienst mit einem etwa 4 Meter langen Schürhaken in den mittleren Teil des Ofens, wo die Knochen weiter verbrannt werden. Oben wird dann eine neue Leiche eingelegt, und so können zwei auf einmal verbrannt werden. Wenn die Knochen genügend verbrannt sind, schiebt sie der Dienst wieder in den unteren Teil, den man Rost nennt. Unter dem Rost befindet sich eine Pfanne, in die die Reste geschüttet werden und wo man sie auskühlen läßt. Eine Leiche wird etwa 25 bis 40 Minuten verbrannt. Es ist interessant, daß die Verbrennung einer Frau nur ungefähr die Hälfte der Zeit benötigt wie die eines Mannes. Sicher wird euch auch interessieren, wie die Leichen hier, im Krematorium von Theresienstadt, verbrannt werden und wie die hiesige Einrichtung aussieht. Auch das kann ich euch sagen. Hier in Theresienstadt wurde das Krematorium vor einem halben Jahr eingerichtet. Es ist somit das jüngste Krematorium im ganzen Protektorat. Was die Verbrennung anbelangt, so werden Leichen, die an Infektionskrankheiten verstorben sind oder die verlaust waren, mit den Särgen verbrannt. Die Asche wird dann in Papierurnen mit einem Ausmaß von 22 × 18 verstaut, und die werden im »Urnenhain« in der einstigen Bierbrauerei gelagert. Aber darüber mehr das nächste Mal.

Blesk (Zdeněk Taussig)



Zdenek Taussig
(Ge. 1929 - überlebt).
Brennofen.
Illustration zur eigenen Reportage „Einiges über das Krematorium und die Kremation".
Feder, Pinsel, Aquarell, 200*142 mm.
Gedenkstätte Theresienstadt

Sensation, Sensation!

Eine schwedische Kommission wird die Hauptstadt der jüdischen Reservation Theresienstadt besuchen. Der Jüdische Bonkesrundfunk[1] teilt mit, daß am 6.XII. ein Besuch von höherer Stelle die Zentralstelle der Juden in Böhmen aufsuchen wird. Als Einzelheiten wurde uns berichtet: Erstens, am Besuchstag wird es zum Frühstück eine große Buchtel und eine beliebige Menge von weißem Kaffee geben, etwas für die Siechen, zum Mittagessen eine doppelte Portion Kartoffeln und Fleisch, zum Abendessen Knödel mit Tunke. Zweitens, die Kommandantur hat eine große Verschönerungsaktion[2] angeordnet. Drittens, am Besuchstag soll schon von halb neun Uhr absolute Ordnung herrschen, zu welchem Zweck es gestattet ist, den ganzen Vortag zu lüften und Bettzeug, Decken und Matratzen zu klopfen.

Am 5.XII.1943. Nach dem bekannten Sprichwort: »Was du morgen kannst besorgen, das verschiebe nicht auf heute« finden alle Vorbereitungen erst am letzten Tag statt. Durch die Straßen läuft entsetzt die Straßenreinigung, die Hundertschaft[3] streicht die Zäune mit einer für das Auge angenehmen rotbraunschwarzen Farbe an, die Arrangeure machen neue Auslagen, die Jugendleiter laufen in den Heimen herum, alte Weiber bummeln in den Straßen und suchen jemanden, dem sie ein paar neue Bonkes mitteilen oder mit dem sie streiten könnten. Im Schaufenster Damenbekleidung glänzt zum Beispiel eine schöne Papiermenorah mit der Aufschrift Chanuka 5704 (dort sollte für die schwedische Kommission eine Erklärung stehen, was Chanuka ist), während im Schaufenster Herrenbekleidung in Abbildungen mit Text eingehend der Einkauf von Herrn X. in dem Kleidergeschäft beschrieben ist - hier muß hinzugefügt werden, daß er nackt kam, nur mit einem Stück Strohsack bedeckt und mit Punkten und Geld, und daß er als perfekter Theresienstädter Kavalier fortging. In den Küchengeräten gibt es wiederum im Schaufenster eine Menge Geschirr mit tschechischen Aufschriften: Reis, Gries, Semmel, Mohn und mehr. Für uns durchwegs unerreichbare Dinge.

Am 6.XII.1943 beginnen wir abermals mit einem Sprichwort: »Der Mensch denkt, die Proviantur ändert«, denn zum Frühstück gibt es statt der erwarteten Buchtel mit weißem Kaffee nur den echten schwarzen warmen Ersatzkaffee Melta, versüßt nur mit der Erinnerung an die gestrigen Bonkes vom süßen Kaffee. Der Vormittag verlief in angespannter Erwartung, allein es blieb nur dabei. Mittags gab es das beliebte Essen des Volkes Israel, das schon Moses bei seiner Wanderung durch die Wüste kannte - Graupenmanna. Am Nachmittag erreichte die Spannung ihren Höhepunkt. Aber der schwedische Besuch läßt offenbar auf sich warten. Ein gewisser Knabe aus L 417 erklärte, als er sah, daß der Besuch nicht kommt, verdrießlich: »Da hätte ich mich gestern auch nicht waschen müssen!«

Aber wir wollen uns nicht mehr mit der Schilderung von Einzelheiten aufhalten und beenden unsere Reportage kurz. Es sei nur bemerkt, daß zur allgemeinen Enttäuschung der Besuch nicht eintraf, und zum Abendessen gab es nur Extraktsuppe. Damit schließen wir unsere Reportage und hoffen, daß wir keine Schande ernten.

P.S. Die Erwarteten kamen am 7. XII. in die Viktorka fressen.

Hanuš Weil und František Feuerstein

[1] Ironisch: Jüdische Latrinennachricht
[2] Vor Ankunft der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes
[3] Arbeitskommando

Das ist keine Bande oder Wie bei uns gefilmt wird

(Komödie in drei Akten)

»Den Juden in Theresienstadt soll es angeblich schlecht gehen«, sagt eines schönen Tages der leitende Direktor für die Judenfrage seinem Sekretär. »Und überhaupt«, fährt er erbittert fort, »in der Auslandspresse soll es schon irgendwelche Nachrichten über das Elend dieser Juden gegeben haben. So geht das einfach nicht weiter, daraus wird noch ein internationales Problem und wir werden ganz unmöglich sein. Und unsere Leute dort - was weiß man denn.« »Aber was wollen Sie dagegen tun, Herr ..., wir können ihnen doch nicht mehr Essen oder besseres Wohnen einrichten, das geht doch nicht, das wäre gegen unsere antisemitischen Prinzipien.« »Hm, das ist eben schwer«, antwortet niedergedrückt Herr X., »ich glaube, daß uns nichts anderes übrigbleibt.« »Ha, ha, Hurrah, ich habs schon, wir werden einen Film drehen (Sie kennen sich doch in Filmtricks aus) und werden ihn allen Nörgelstaaten zuschikken, die ihre Nase dorthin stecken, wo sie nichts zu suchen haben.« »Na, ich weiß doch, daß ich einen prima Sekretär habe, ich werde verlangen, daß Sie einen höheren Rang und eine Auszeichnung für besonders einleuchtende Einfälle erhalten.«

Das war das Vorspiel.

Und dann ging alles recht schnell.

Es gab eine Wochenschau, die Herren Regisseure Pečenka, Frič usw., also die großnasigen, dicken und bebrillten Herren, antreten zum Filmen. Und freundlich dreinblicken, zufrieden, als ob Sie eine Gans essen würden. Na, du stinkender Jude, wie schaust du drein, hier, ich klebe dir eine Ohrfeige, und schon regnet es Ohrfeigen, Stöße und Fußtritte von irgendeinem grünen Bengel auf den Kopf eines machtlosen Greises. Oder: Alte Mütterchen wurden als Hundertschaft zum Baden abkommandiert. Ich bitte Sie, ich kann nicht, ich habe Rheuma, Durchfall ... Reiß deine Knochen zusammen, alte Jüdin, gehst ins Wasser und basta. Und das Großmütterchen, das nicht einmal schwimmen kann, muß ins Wasser, ob es will oder nicht.

Ein weiterer Akt des verehrten Films.

Orthodoxe Juden und Rabbiner wurden in die Stadtkapelle[1] geschickt und mußten im Rhythmus von Jazz im Takt herumspringen. Ach Herjeh, und das Essen! Die Juden lecken sich die Lippen nach all den herrlichen Torten und Buchteln (natürlich wenn die Kamera auf sie gerichtet ist), dann hat man ihnen beinahe den Magen ausgepumpt. Die besten Kabaretts, der Kinderpavillon[2], alles wurde gefilmt, selbstverständlich »mit einem natürlichen Lächeln auf den Lippen«. Das war das Zwischenspiel.

»Da hatten Sie aber einen guten Einfall mit dem Filmen, Herr ..., sehen Sie, und es ging ohne Vergrößerung des Fressens, ohne Verbesserung der Lebensbedingungen, und in den Augen unserer befreundeten Feinde sind wir rehabilitiert.«

Und das war das Ende.

Don (Herbert Fischl)

[1] »Stadtorchester«, für den Propagandafilm der Nazis aufgestellt
[2] Kinderpavillon, für den Propagandafilm der Nazis aufgestellt

Die Mütze (Feuilleton)

Eine kleine bedeutungslose Mütze, und doch ist sie hier in Theresienstadt von großer Bedeutung. Es genügt, auf die Straße hinauszutreten und alle Mützen zu beobachten, und dabei erkennt man stets etwas über ihren Besitzer. Eine hohe Schildmütze mit einem oder zwei gelben Streifen zeigt klar, daß ihr Besitzer ein Ghettowachmann ist, ein Hüter der Theresienstädter Ordnung. Auch Feuerwehrleute, die noch kein Feuer gelöscht haben und auch kaum löschen werden, erkennen wir an ihrem Käppi. Wenn ihr einem Mann in weißer Mütze begegnet, schaut zu, seine Gunst zu erwerben, denn wißt, daß dieser zumeist dickliche Mann ein Koch ist. Wenn ihr seine Bekanntschaft macht, habt ihr die Garantie, nicht Hungers zu sterben. Ihr dürft jedoch den Koch nicht mit einem Leichenträger verwechseln, die sind ähnlich gekleidet. Und wenn ihr schließlich ein Wollmützchen mit einem Stubbelchen oben erblickt, dann wißt ihr gleich, daß sein ehrenwerter Besitzer ein Bewohner der Jugendkaserne I. ist. Unter diesem Mützchen verbirgt der Arme seine Platte, die ihm der grobe Friseur kurzgeschoren hat. Ein modisches Damenhütchen bedeckt die dreifarbigen Haare eines jungen Fräuleins, einer Dame oder Oma. Vorne sind die Haare blond, in der Mitte schwarz und hinten schimmern die grauen durch.

Menschen, die mit einem Transport ankommen oder abfahren, haben auf dem Kopf eine bis fünfundzwanzig warme Mützen. Deutsche Juden wiederum zeichnet eine Vorliebe für besondere Schildmützen aus, wie sie von den Tschechen (mit Ausnahme Baron Münchhausens) nicht getragen werden.

Was ich hier schrieb, ist nur ein kleiner Bruchteil dessen, was über die Mützen in Theresienstadt erzählt werden könnte. Weil ich jedoch nicht mehr Platz habe, schließe ich.

Abszeß (Jiří Bruml)

Amtieren in Magdeburg[1]

»Übersiedeln? AUSGESCHLOSSEN!
Wie ist der werte Name?
Wie bitte, Sigismund Edelstein[2]
Sie wollen SEINER Kusine Opa sein?
Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?
Hier ist Ihr Übersiedlungsschein!«

Josef Taussig

[1] Magdeburger Kaserne
[2] Das Epigramm benützt den Namen des Ältestenrats im Ghetto, Jakub Edelstein
(9.11.1943 verhaftet, im Dezember nach Auschwitz deportiert, dort am 20.6.1944 mit Frau und Sohn erschossen)

Zeichner unbekannt. Ghettowache. Ayuarell, 145*210 mm. Jüdisches Museum, Prag

Liedtext

Oho, ohe, das Schiff schwimmt auf der See,
im Winde sich das Segel bläht
Oho, Pirat, bald ist's zu spät,
Ohe, Pirat, das Messer raus!
Oho, ohe, oho, ohe
Raus mit dem Rum,
Kehr die Flasche um!

Ohne Ahnung naht das Schiff.
Die Matrosen im Seil erwarten den Pfiff
denn sie haben uns nun erblickt,
die Segel angezogen, die Messer gezückt
Oho, ohe, oho, ohe
Raus mit dem Rum,
Kehr die Flasche um!

Doch vergeblieh ist ihr Mühen
vor uns können sie nicht fliehen
Wir springen schon zu ihnen aufs Deck -
vor uns Piraten läuft keiner weg!
Oho, ohe, oho, ohe
Raus mit dem Rum,
Kehr die Flasche um!

Tüchtig sind wir Piraten
vollbringen mutige Taten!
Die goldene Beute ist reich und bunt.
Das eroberte Schiff bohrt sich in den Grund.
Oho, ohe, oho, ohe
Raus mit dem Rum,
Kehr die Flasche um!

Baustein 9

Petr Ginz
- ein Junge aus Prag in Theresienstadt

Klassenstufe: **9 bis 13**
Zeitaufwand: **1 Unterrichtsstunde, je nach Verarbeitung mehr**
Thematik: **Schicksal eines 14-16jährigen Jungen**
Leben in der Grenzsituation des Ghettos
Lernen und Ziele
Geistige und moralische „Selbsterziehung“ und Entwicklung der Kinder
Zerstörung einer Familie

Persönliche Dokumente, Texte und Zeichnungen von Petr Ginz zeigen uns ein begabtes Kind und machen deutlich, wie Unrecht und Gewalt in das Leben der Menschen eingegriffen haben und wie Petr, reif für sein Alter, damit fertig zu werden und mit Würde zu bestehen versuchte.
Petr Ginz wurde am 1. Februar 1928 in Prag geboren. Seine Mutter hatte seinen Vater auf einem Esperantisten-Kongreß kennengelernt. Sie war keine Jüdin, hat aber einen jüdischen Haushalt geführt, wie sie es von ihrer Schwiegermutter gelernt hatte.
Petr besuchte die jüdische Schule mit tschechischer Unterrichtssprache, bis die Schule geschlossen wurde und die Kinder keinen Unterricht mehr haben konnten. Eine Zeitlang lernte er in der Jüdischen Gemeinde das Reinigen von Schreibmaschinen und kleine Reparaturen. Als die Transporte von Juden nach Theresienstadt begannen, half Petr Alten und Schwachen beim Tragen ihres Gepäcks.
Im Oktober 1942 wurde er selbst nach Theresienstadt deportiert. Seine Schwester Eva traf ihn, als sie selbst nach Erreichen des vierzehnten Lebensjahres (als Kind aus einer „Mischehe“) im Mai 1944 dorthin transportiert worden war. Aus ihrem Theresienstädter Tagebuch:

„16. September 1944: [...] Petr war krank, hatte 39° Fieber. In Theresienstadt gibt es jetzt so eine Epidemie. Fieber, dabei schmerzt einen nichts. Ich hatte große Sorgen, ob er nicht so etwas erwischt hat, wir sind doch nur wir zwei hier, Petr und ich, und wenn ihm etwas zustoßen würde, wie könnte ich das vor den Eltern verantworten.
27. September: Also Petr und Pavel / sein Vetter / sind im Transport. [...]
28. September: Der Zug ist schon hier und die beiden Jungen sind bereits eingestiegen. Petr hat die Nummer 2392 und Pavel 2626. Sie sind in einem Waggon beisammen. Petr ist phantastisch ruhig, Onkel Milos hat ihn bewundert. Ich habe ständig gehofft, der Zug wird nicht kommen, obwohl ich das Gegenteil wußte. Aber was kann man machen? [...] Es war ein schrecklicher Anblick, bis an mein Lebensende werde ich ihn nicht vergessen. Rings um die Kaserne drängte sich ein Haufen von Frauen, Kindern und Greisen, um noch einmal den Sohn, Mann, Vater oder Bruder zu sehen. Die Männer neigten sich aus den Fenstern, schoben einer den anderen beiseite, jeder wollte noch seine Lieben sehen. Die ganze Kaserne war von Gendarmen umstellt, damit niemand davonlief. [...] Jetzt sind die Jungen fort und uns sind von ihnen nur die leeren Pritschen geblieben.
12. Oktober: Heute sind es schon vierzehn Tage, seit die Jungen weggefahren sind, und noch kam keine Nachricht von ihnen.
23. April 1945: [... Auf dem Bahnhof Waggons:...] Sie kamen aus Buchenwald und Auschwitz [...] Jedem Transport, der nach Birkenau kam, wurde alles abgenommen und er wurde gleich aussortiert. Kinder bis zu vierzehn Jahren und Menschen über Fünfzig wurden sofort in die Gaskammern gebracht und dann verbrannt. Außerdem suchten sie unter den übrigen Menschen ständig noch Leute aus, um sie zu vergasen. Und miserables Essen! Kaffee, Suppe, Kaffee. Ich würde das alles gar nicht glauben, wenn es mir nicht Menschen erzählen würden, die es selbst erlebt haben. Ich habe solche Angst, was mit Peterchen ist, ob er überhaupt noch lebt.“
(*Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*. hrsg. von Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč, und Zdeněk Ornest. Hanau 1995, S. 72ff.)

In Februar 1945 noch wurde auch Petrs Vater nach Theresienstadt gebracht, er konnte das Lager zusammen mit Eva am 5. Mai verlassen und nach Prag zurückkehren. Petr kam nie zurück und ist wie Pavel, dessen Vater Milos (der jüngste Bruder und weiter die gesamte Familie des Vaters) in einem Vernichtungslager umgekommen. Eltern und Schwester lebten später in Israel.

Petr Ginz las, schrieb und zeichnete gern. Schon in Prag während der Okkupation schrieb er einen Roman, eine Ergänzung der Bücher Jules Vernes, in dem eine Gruppe von Menschen in Afrika ein Ungeheuer herstellt, ein Reptil, mit dem sie ganz Afrika beherrschen will („Besuch aus der Urwelt"). Die Schwester erinnerte sich und deutete die Thematik später so:
„Es steckte mehr darin. Das Ungeheuer und der Imperialismus seiner Hersteller erinnert mich allzu sehr an Hitler. Petr war wahrscheinlich der Ansicht, daß Verne, der so viele scheinbar unmögliche Begebenheiten ausgedacht und vorausgesagt hat, keine so starke Vorstellungskraft haben konnte, um an Hitler zu denken, und daß es notwendig ist, hier etwas zu ergänzen. Oder vielleicht wollte Petr als Kind selbst das Gefühl haben, daß das, was auf der Welt mit ihm geschieht, nicht die Wirklichkeit ist, sondern nur Teil irgendeines phantastischen Romans."
Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt. hrsg. von Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč, und Zdeněk Ornest. Hanau 1995, S. 71f.

In Theresienstadt kam Petr Ginz ins Gebäude L417, eine ehemalige Schule, in dem die Kinder in zehn „Heimen" nach Geschlecht und Altersstufen untergebracht waren. Die Jungen im Heim I, in dem Petr lebte, nannten ihre Gemeinschaft selbst „Republik Schkid" (vgl. Baustein 9 „Kinder u. Jugendliche in Theresienstadt") und gründeten am 18. Dezember 1942 feierlich eine Selbstverwaltung, die sogar eine eigene Hymne und eine eigene Zeitschrift hatte. VEDEM (Vgl. Baustein 9) kam jede Woche heraus, und Petr Ginz war einer der fleißigsten Mitarbeiter in den folgenden zwei Jahren. Alle hier abgedruckten Texte wurden in VEDEM veröffentlicht.
Dazu kommen noch Auszüge aus seinem Tagebuch, seinen „Plänen" (seinen Vorsätzen für künftige Arbeiten) und seinen „Ausweisen", in denen er festhält, was er in der letzten Zeit gelesen, gelernt und gezeichnet hat.

Arbeitshinweise:

- Mit Hilfe anderer Bausteine die Lebensbedingungen im Ghetto Theresienstadt erarbeiten.
- Eine Charakteristik des Jungen schreiben
- Seine Beiträge in VEDEM untersuchen

Die folgenden Quellen entstammen *Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt.* hrsg. von Marie Ruth Křížková, Kurt Jiří Kotouč, und Zdeněk Ornest. Hanau 1995, S. 26, 69f., 64ff., 134f., 76f.

Barbara Heckel

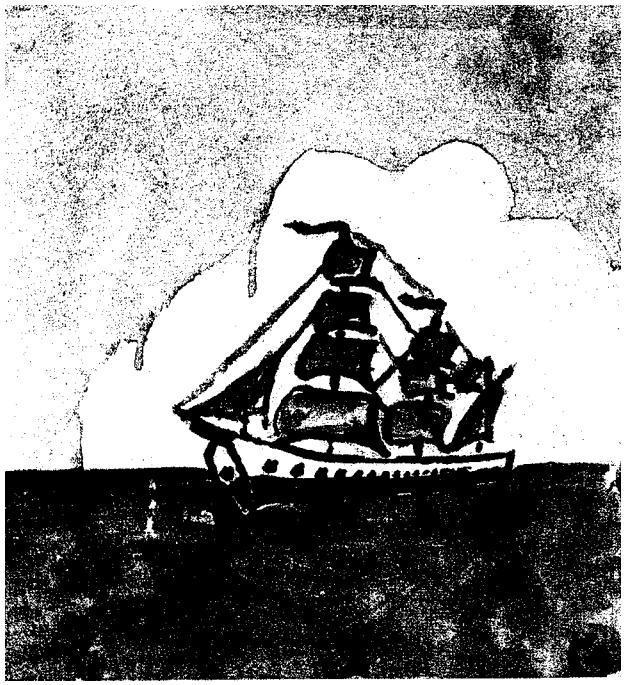
Petr Ginz - ein Junge in Theresienstadt

Erinnerung an Prag

Wie lange ist es her
daß ich zum letzten Mal
die Sonne über dem Laurenziberg
still untergehen sah.
Ich küßte Prag durch Tränen,
auch im Abendschatten war es mir nah.
Wie lange hat mein Ohr nicht mehr
das liebliche Rauschen der Moldau vernommen?
Die Hast des Wenzelsplatzes fehlt mir sehr –
All dies hat die Zeit mir genommen.

Die ungezählten Winkel von Prag
im Schatten der Schlachtbank und der Sackkanäle
leben sie, erwarten auch für mich einen neuen Tag
nach diesem langen Jahr und der Trauer in meiner Seele.

Beinahe ein Jahr schon hock' ich in diesem Loch,
dein Liebreiz ist fern, hier sind häßlich die Gassen.
Bin wie ein Tier hinter Gittern und doch –
der Gedanke an dich, mein Märchenprag,
wird auch hier mich nie verlassen!



Petr Ginz, Illustration. Aquarell, 85*85 mm. Gedenkstätte Theresienstadt

Brief an die Familie

Ein ganz dünner (transparenter) Streifen, den Petr heimlich und völlig unzensiert schickte - undatiert:

Lieber Vater, Mutter und Eva,
Mir geht es immer noch gut, obwohl nicht mehr so wie früher. In dieser Hinsicht müßt ihr also um mich keine Sorgen haben. Ich hoffe, ihr habt die Marke für das Paket erhalten. Schickt bitte irgendwelche Lutschbonbons für Oma (sie hat nämlich Husten), mir schickt Gummiarabikum, ein paar Hefte, einen Eßlöffel, ein Geschirr, Brot und ein paar Gravüren. (Alles ist hier nämlich so neu, die Pritschen, die Straßenbenennung, der ganze Beamtenapparat, und deshalb hätte ich gern etwas Altes hier, das mich zudem noch an die Zeiten erinnert, da ich mit euch war und die Gravüren kolorierte.) Die Zeitschrift, die ich redigiere, erscheint immer noch. Ich schreibe für sie Geschichten ernsten Inhalts, manchmal pfusche ich sogar in Philosophie. Ansonsten besuche ich die Quinta. Das Lernen geht gut. In einer Woche sollen wir Prüfungen haben. Was meine materiellen Angelegenheiten anbelangt: Ich gehe jeden Abend zu Oma, die mir immer etwas zu essen gibt. Auch von Onkel bekomme ich oft etwas zu beißen. Zu den Schuhen: Auf der Pritsche neben mir wohnt ein Junge, der in der Schusterei arbeitet. So daß für meine Schuhreparaturen gesorgt ist. Zur Kleidung: den braunen Anzug kann ich nicht mehr tragen, jetzt trage ich die Hose, die ihr mir geschickt habt, und Vaters wattierte Weste. Vor drei Wochen gab es auf unserem Zimmer Kinderlähmung. Wie alle bekam auch ich eine Injektion mit dem Blut irgendeines erwachsenen Menschen. Rudo Freundenfeld hat es mir gegeben. Jetzt hat es, Gott sei Dank, keine neuen Fälle mehr gegeben.

Kuß von Petr

Schickt mir irgendein Buch über Soziologie

Aus Petrs Tagebuch

Nach langen Überlegungen habe ich mich entschlossen, ein Tagebuch zu schreiben. Einerseits tue ich dies für Mančinka [so nannte Petr seine Mutter], für Vater und Eva, denen ich auf einer Karte nicht all das schreiben kann, was ich möchte, weil ich das erstens gar nicht darf, zweitens gar nicht so gut Deutsch kann. [Post mußte deutsch geschrieben sein, damit sie zensiert werden konnte.] Dann schreibe ich auch für mich, um die Menge von Begebenheiten und Typen nicht zu vergessen, mit denen ich in Berührung gekommen bin.

8.II.1944:
... dann ging ich nach Hause, kam gerade zur Stilübung zurecht, ... Ich wählte das erste Thema und schrieb über Beschimpfungen. Dann versuchte ich, die Geometrie zu Ende zu schreiben, aber irgendwie geht das nicht. Und so liege ich nun und schreibe, weil sich das flimmernde Licht ein wenig stabilisiert hat. Jetzt höre ich aber auf und werde schlafen, denn es ist schon fast halb elf. Cuml unterhält sich mit Kalíšek über Literatur und umgekehrte Wortfolgen. Ich ... lege mich nieder. Denke daran, was wohl meine Lieben in Prag tun. Eva kann ich mir gar nicht mehr richtig vorstellen.

Aus Petrs »Plänen«

September (offenbar 1944):
Linolschnitte machen, Zeichnungen, Stenographie, Englisch. Vedem betrachten, sein Niveau, und sich eventuell mit etwas hervortun, aber wenn schon, dann müßte es auch wirklich dafürstehen! (Sagen wir mit einem Linolschnitt ...)
(unbeendet)

Aus Petrs »Ausweisen«

Juni(1944):
Ich bin in der Lithographie angestellt. Habe eine physikalische Karte Asiens gemacht und eine Weltkarte nach der Projektion begonnen.
Gelesen: Otáhalová-Popelová: Seneca in Briefen, Arbes: Der verrückte Hiob, Mein Freund der Mörder, Der Teufel, London: Das verlorene Gesicht, Musil: Wüste und Oase, H.G. Wells: Der Vater Christine Albertas, einen Teil von Descartes: Abhandlung über die Methode.
Gelernt: das Altertum (Ägypter, Babylonier, Inder, Phönizier, Israeliten, Griechen, Perser usw.), die Geographie Arabiens, Hollands und des Mondes.
Gezeichnet: Hinter dem Schafstall und Hohenelber Kaserne. Im Kopf und auf dem Papier habe ich mir einen Überblick über die Zoologie gemacht. Besuche die Vorträge am Abend (über Rembrandt, Quacksalber usw.) Gehe nicht mehr zu den Köchen.

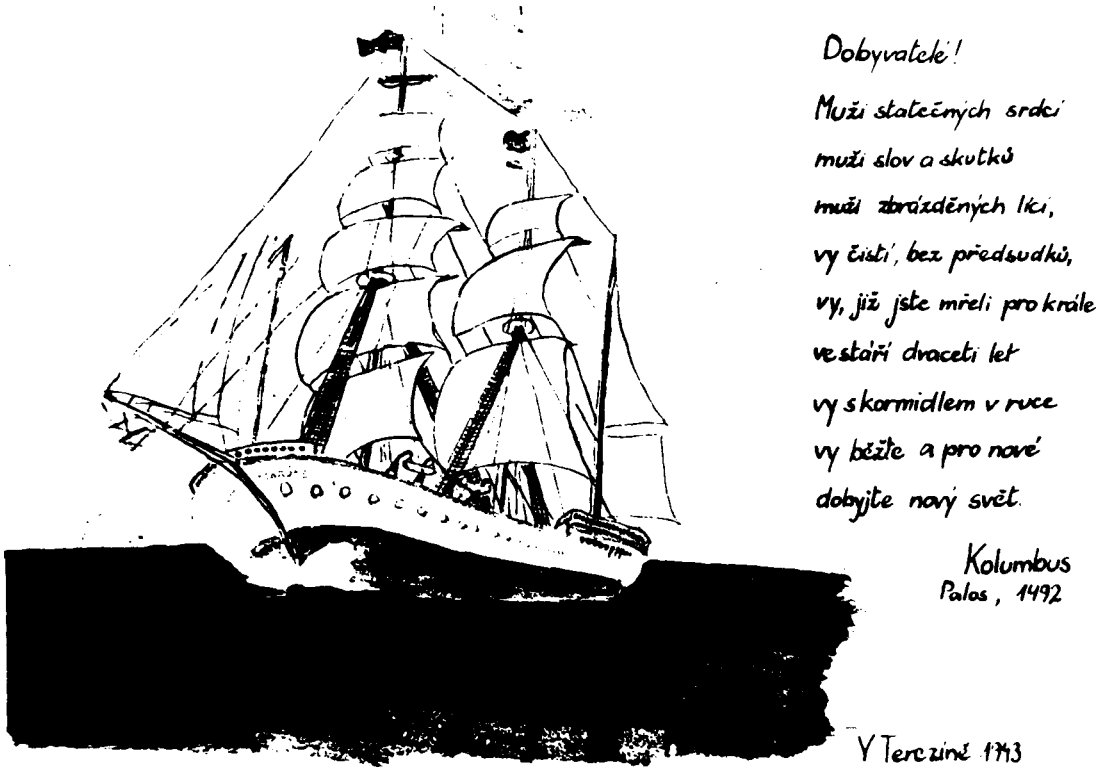
September (1944):
Gelesen: Schweitzer: Aus meinem Leben und Werk, Binko Šimonovič: Die Familie Vinčić, De Vries: Rembrandt, Thomas Mann: Mano und der Zauberer, Dickens: Weihnachtsgesänge, Daneš: Der Ursprung und das Aussterben der Eingeborenen in Australien und Ozeanien, Milli Dondolo: Der Engel hat gesprochen, Karl May: Der Sohn des Bärenjägers, Oscar Wilde: De profundis und andere Novellen.

Peter Ginz mit Eltern und Schwester. Aus dem Besitz seines Vaters Ota Ginz, Kiriat Jam, Israel.
Jüdisches Museum Prag

Mej-Fa-Su
oder
Über die Gleichgültigkeit der Mandschurier

Durch die aufgeweichte, schlammige Mandschurei führt ein Feldweg. Tiefe Furchen auf seiner Oberfläche bezeugen seine lange Benutzung. Unser Auto bleibt mitunter stehen und dann müssen wir aussteigen und unsere Tatra aus der Vertiefung herausstemmen. Wir schalten die Geschwindigkeit ein und fahren im Schneckentempo weiter. Der Wagen stolpert über Höcker und Pfützen. Schließlich taucht eine halb zerfallene Baracke auf und aus ihr tritt ein Mandschurier hervor. Wir bleiben stehen und klettern aus dem Auto. Vor uns ein mandschurisches Dorf. Nach einer Weile umringt uns die ganze Familie. Wir frühstücken. Ich wende mich an einen jungen Mann: »Warum, um Himmels willen, repariert ihr den Weg nicht? Man kann ja überhaupt nicht auf ihm fahren?« - »Mej-Fa-Su!« antwortet der Mandschurier. »Da kann man nichts machen!« Das ist die allgemeine Ansicht in Mandschurien. Obwohl der Weg jeden Tag benützt wurde, fiel es niemandem auch nur ein, ihn auszubessern. Er ist kaputt? Na dann ist er eben kaputt, Mej-Fa-Su, da kann man nichts machen. Und damit ihr nicht glaubt, ich will mich mit mandschurischer Philosophie befassen, so sage ich euch: Mandschurier gibt es nicht nur in der Mandschurei. Auch hier gibt es von dieser Sorte mehr als genug. Wir sind in Theresienstadt? Mej-Fa-Su. Wir schwitzen wie Schweine? Mej-Fa-Su. Protektion auf Schritt und Tritt? Mej-Fa-Su. Alles wird als Faktum akzeptiert, das zwar unangenehm, aber unabänderlich ist. Es gibt hier Protektion? Was kann man machen? Protektion ist doch etwas so unabänderliches, so selbstverständlich wie die Umdrehungen der Erde und die Anziehungskraft. So war es früher, so wird es wieder sein. Mej-Fa-Su!

Laßt euch von Theresienstadt nicht abstumpfen! Schaut nicht wie Kälber umher. Haut allem in die Fresse, was euch unrichtig erscheint. Tod den Mandschuriern!



Manuskript des Romans „Die Eroberer“ von Petr Ginz mit einer Zeichnung des Autors.
Aus dem Besitz seines Vaters Ota Ginz, Kiriat Jam, Israel. Jüdisches Museum Prag

Der verrückte August

In der Luft war es feucht und kühl. Stahlgraue Nebelstreifen hingen in ihr, die beinahe die Oberfläche der Wellen berührten. Eine unangenehme Witterung. Die grüne Wellenmasse verlor sich in einer Entfernung von etwa 100 Yard, verschmolz mit dem Nebel.

August saß in der Kajüte der Bonifacius. Man nannte ihn den verrückten August, aber der Schiffsjunge Petr hatte Vertrauen zu ihm. »Er ist nicht verrückt«, pflegte er zu sagen, »er ist anders, so ein bißchen sonderbar. Wahrscheinlich kennt er irgendein großes Geheimnis, das ihr nicht versteht und nicht einmal verstehen könnt.« »Du bist ja langsam auch schon so wie er, wirst noch ganz verrückt, wenn du dauernd mit ihm redest«, sagten ihm die übrigen Schiffsjungen. »Die wissen nichts«, meinte dann August immer, und seine Augen schienen Petr in einem solchen Augenblick wie von einem hohen Berg aus anzublicken, der von Wolken verhüllt ist. Nein, August war kein Narr, keineswegs, verstand er doch so überzeugend zu sprechen. Und Petr mochte ihn, diesen Narren mit den tiefen Augen, und er glaubte ihm. August sprach wirklich eigenartig. »So spricht sonst niemand auf der Welt«, dachte Petr, »niemals habe ich gehört, daß ein Kapitän, ein Steuermann, die Schiffsjungen oder die Leute im Hafen so eigenartig sprechen würden.« Das war nämlich seine ganze Welt.

Es war Nacht. Alles schlief, nur an Deck konnte man die Schritte der Hundewache hören. Petr schlief ein. Seine Musken fühlten sich weich und locker an, seine Muskeln, sein ganzer Körper kam ihm gelöst vor, und mit dem gelösten Körper löste sich auch der Geist, und seine Sinne verloren sich im blauen Nebel des Schlafs. Er verlor das Bewußtsein.

Auf einmal fühlte er eine leichte Berührung, wie einen elektrischen Funken. Petr erhob sich mühsam von seinem Matrosenlager, sah sich um und erblickte über sich die gläserne Figur des verrückten August. »Komm mit mir!« Petr stand vom Lager auf und räkelte sich. »Komm schnell«, forderte ihn die Stimme von August auf. Ohne Widerrede verließ Petr sein Lager, obwohl es unter der Decke warm und draußen kalt war. Wortlos folgte er ihm. Sie betraten das Unterdeck. August entzündete eine Kerze. Ihr schwaches Licht erhellte kaum die Finsternis, die hinter jeder Erhöhung, in jeder Lücke lauerte. Sie kamen zu einem kleinen Raum unter Deck. Der verrückte August trat ein und Petr hinter ihm. Ein Schlüssel rumpelte im Schloß und verschwand dann in der Tasche von August. Er stellte die Kerze in die Mitte, setzte sich auf eine Kiste und vergrub seinen Kopf in den Händen. Petr setzte sich in die Hocke, denn es war ihm kalt. August hob den Kopf. Im Kerzenlicht erstrahlte sein ausdrucksvolles Gesicht, in dem wie kleine Blitze seine Augen glänzten. Eine Weile verging. Um die Flamme schwirrten kleine Fliegen. August ließ sich vernehmen. Seine Stimme erklang störend in der toten Stille. »Leben? Was ist Leben? Wie dieses Kerzenlicht, an dem sich die törichten Mücken ihre Flügel verbrennen!« Und abermals war es still, nur ab und zu vom Knistern des Kerzendochts unterbrochen. »Die armen Mücken.« - »Warum fliegen sie so um das Licht?« - Pause. Langsam sprach er zu sich selbst, als er laut überlegte: »Gewohnheit - Bewegung zu individueller Existenz und ... Unsicherheit...« Er verbarg von neuem den Kopf in den Händen und stieß zwischen den Zähnen hervor: »Sie fliegen fasziniert um die Flamme, bis sie verbrennen und vernichtet zu Boden fallen. Dummköpfe!« - »Dummköpfe?« Die Gewohnheit und Unsicherheit sind zu stark, sie können sie nicht überwinden. Insekten! ...« Beide saßen nun still. Petr wunderte sich eigentlich, wieso er da war, anstatt friedlich in seiner Koje zu schlafen. »Denk über das Leben nach, Junge«, sagte August, »schau, es ist wie diese Flamme. Siehst du das, kannst du das verstehen? Aus Gewohnheit fliegen wir um sie herum und müssen sterben. Wir wollen unser ›Ich‹ sein und für diesen Preis opfern wir alles!«

Er streckte die Hand aus und verlöschte die Kerze. Finsternis verbreitete sich im Raum. Man hörte, wie die Mücken davonflogen, ohne die faszinierende Flamme der Kerze. Eine Weile summten sie noch, dann war das Geräusch ihrer Flügel nicht mehr zu hören. Sie waren wohl durch irgendeinen Spalt ins Freie geflogen.

»Hast du gesehen, *hast du gesehen*«, ließ sich die Stimme von August vernehmen, »hast du das gut wahrgenommen, Junge?« wiederholte er und schob den Deckel der Kiste mit Pulver von sich.

»Noch einmal, Flamarion«, konnte man wie aus unendlicher Ferne die Stimme des Kapitäns beim Kartenspiel hören.

»Erlösung ...«, flüsterte August, streckte die Hand aus und schleuderte die leuchtende Flamme eines Streichholzes in die Pulverkiste.

Und der Raum erstrahlte in unendlicher Helle, und im Feuer der Explosion erblickte Petr das Aufleuchten der Großen Verschmelzung.

Baustein 10

Czernowitz in der „Aschenzeit“ - Dichtung in der Sprache der Verfolger

Rose Ausländer (1902 - 1988)
Paul Celan (1920 - 1970)
Selma Meerbaum-Eisinger (1924 - 1942)

Klassenstufe: **12/13**
Zeitaufwand: **2 Unterrichtsstunden**
Themen: **Verlorener Reichtum**
Zerstörung eines Kulturraums und seiner Kultur
Erfahrungen von Verfolgung und Ghetto werden zu Dichtung
Kunst als Überlebenshilfe?
Sprache als einzig Bleibendes, Festes
Die Sprache der Verfolger ist auch die Sprache der Opfer.
„Nach Auschwitz kann man keine Gedichte mehr schreiben“

Sie kamen
mit scharfen Fahnen und Pistolen
schossen alle Sterne und den Mond ab
damit kein Licht uns bliebe
damit kein Licht uns bliebe
Da begruben wir die Sonne
Es war eine unendliche Sonnenfinsternis

Rose Ausländer
Im Atemhaus wohnen. Gedichte. Frankfurt/M. 1981

Czernowitz in der Bukowina war die Geburtsstadt einer ganzen Anzahl von Männern und Frauen, die als Schriftsteller und Dichter bekannt geworden sind. Viele kamen aus dem bürgerlichen Judentum der Stadt, das unter der Herrschaft des Habsburgischen Österreich die deutsche Kultur aufgenommen hatte und an der deutschen Sprache selbst in der Zeit der Verfolgung festhielt.

Czernowitz vor der „Aschenzeit“:
„Eine entlegene, osteuropäische Stadt, nicht groß, nicht klein: Czernowitz, die Hauptstadt des Kronlandes Bukowina der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie.[..]. Die etwa 160 000 bis 170 000 Einwohner vonCzernowitz setzten sich aus Deutschen, Ukrainern, Juden, Rumänen, sowie Minderheiten von Polen und Madjaren zusammen. [...] Bis 1924 - obwohl die Bukowina schon 1918, nach dem Ersten Weltkrieg, Rumänien zugesprochen wurde - war die Landessprache rumänisch und deutsch, nachher bis ans Ende des Zweiten Weltkrieges war sie offiziell rumänisch, praktisch aber weiter deutsch. Deutsch war nicht nur die Umgangs- und Kultursprache, es war und blieb die Muttersprache des größten Teiles der Bevölkerung. [...]
Die verschiedenen Spracheinflüsse färbten natürlich auf das Bukowiner Deutsch ab, zum Teil recht ungünstig. Aber es erfuhr auch eine Bereicherung durch neue Worte und Redewendungen. Es hatte eine besondere Physiognomie, sein eigenes Kolorit. Unter der Oberfläche des Sprechbaren lagen die tiefen, weitverzweigten Wurzeln der verschiedenartigen Kulturen, die vielfach ineinandergriffen und dem Wortlaut, dem Laut- und Bildgefühl, Saft und Kraft zuführten. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung war jüdisch, und das gab der Stadt eine besondere Färbung. Altjüdisches Volksgut, chassidische Legenden »lagen in der Luft«, man atmete sie ein. Aus diesem barokken Sprachmilieu, aus dieser mythisch-mystischen Sphäre sind deutsche und jüdische Dichter und Schriftsteller hervorgegangen: Paul Celan, Alfred Margul-Sperber, Immanuel Weißglas, Rose Ausländer, Alfred Kittner, Georg Drosdowski, David Goldfeld, Alfred Gong, Moses Rosenkranz, Gregor von Rezzori, der bedeutendste jiddische Lyriker Itzig Manger u. a.“
(Rose Ausländer: *Erinnerungen an eine Stadt.* In: Helmut Braun (Hg.): Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk. Frankfurt/M. 1991, S. 7f.)

Auch diese an geistigem Leben und kultureller Vielfalt reiche Stadt wurde nach der Besetzung durch deutsche Truppen auseinander gerissen. Im Juli 1941 wurde das Judenviertel zum Ghetto erklärt. Deportationen zu den Vernichtungslagern in Transnistrien begannen. Zwar machte der eiskalte Winter Anfang 1942 weitere Todestransporte unmöglich und erzwang auch die Auflösung des Ghettos, doch Zwangsarbeit und Verfolgung dauerten bis zur Befreiung durch russische Truppen im März 1944 an. Von den 60 000 Czernowitzer Juden haben 5 000 überlebt.

Rose Ausländer erinnerte sich, wie sie und einige Freunde Kraft zum Überleben fanden:
„Getto, Elend, Horror, Todestransporte. In jenen Jahren trafen wir Freunde uns zuweilen heimlich, oft unter Lebensgefahr, um Gedichte zu lesen. Der unerträglichen Realität gegenüber gab es zwei Verhaltensweisen: entweder man gab sich der Verzweiflung preis, oder man übersiedelte in eine andere Wirklichkeit, die geistige. Wir zum Tode verurteilten Juden waren unsagbar trostbedürftig. Und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten - unser traumatisches Heim in der Heimatlosigkeit. Schreiben war Leben. Überleben.
»...Auf den flüchtenden Kähnen/löschen die Wimpel den Traum, von den Himmeln...« - »... daß die unsichtbaren Gestirne aufblühen.« Diese und viele andere Verse las mir ein junger Mann vor, den 1944 ein Freund zu mir brachte: Paul Antschel-Celan. Als Revanche las ich das nächste Mal meine neu entstandenen Gedichte, die er sehr lobte.“
(Rose Ausländer „Alles kann Motiv sein“ In: Harald Vogel/Michael Gans: *Gedichtinterpretationen - Rose Ausländer, Hilde Domin*. Baltmannsweiler 1996, S. 31.)

Die Lebensbedingungen auch nach Aufhebung des Ghettos spiegelt der Brief Rose Ausländers an Freunde in Bukarest, die daraufhin Lebensmittel und Kleider sammelten, sie durch die mutige Exilpolin Frau Kawa nach Czernowitz schmuggelten und so das Überleben im Untergrund ermöglichten, nachdem Rose Ausländer (und ihre Mutter) ohne Arbeitserlaubnis unmittelbar von der Deportation bedroht waren.
„Sehr geschätzter, lieber Herr Korn! [...] Ein harter Schlag traf mich gestern: ich bin von der Liste der Arbeitenden (die allein hier Lebensberechtigung haben) gestrichen worden. So erlebe ich die Schönheit Ihres Sprechens zu mir wie durch einen dichten Schleier von Wehmut.[..]. Wissen Sie denn, was mir jetzt und hier Euer Nahesein bedeutet? Gewiß fühlen Sie es, da Sie wie ein Engel in mein Schattenreich traten, um das tiefe Dunkel aufzuhellen. Es ist traumhaft wunderbar - und nur Träume sind die Wirklichkeit - die Wirklichkeit aber ist weniger als ein Traum in ihrer schalen Einförmigkeit und mörderischen Entpersönlichung. Traum: das ist Raum ohne Grenzen. Und nur wo die Begrenzung aufhört, beginnt erst die Kunst ...
Frau Kawa wird Ihnen erklären, warum ich Sie bitte, nicht an die alte Adresse zu schreiben. Frau K. wird Ihnen alles darüber mitteilen. Sie können mir immer durch sie Ihre guten Grüße senden - und auf diese Weise weit ungezwungener schreiben. Rose und Schmetterling ziehen mit. Ach, dieser Frühling - wird er mir Verse bringen? oder nur neues namenloses Leid? ...“
Brief vom 13. März 1943 In: Helmut Braun (Hg.): *Rose Ausländer. Materialien zu Leben und Werk*. Frankfurt/M. 1991, S. 20.

Rose Ausländer hat in vielen Gedichten das, was dennoch blieb - die Sprache, das Wort - als letztes Gegenüber, als Bedingung ihrer eigenen Existenz dargestellt. Hier sollen nur wenige Gedichte stehen, die ausdrücklich oder in ihren Motiven die Ghettozeit thematisieren.

Auch **Paul Celan** sah in der Sprache ein Werkzeug der Orientierung in der Welt und der Bewältigung der Wirklichkeit:
„Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, »angereichert« von all dem. In dieser Sprache habe ich, in jenen Jahren und in den Jahren nachher, Gedichte zu schreiben versucht: um zu sprechen, um mich zu orientieren, um zu erkunden, wo ich mich befand und wohin es mit mir wollte, um mir Wirklichkeit zu entwerfen.“
(Paul Celan, zit. nach Andreas Nachama / Gereon Sievernich (Hg.): *Jüdische Lebenswelten*. Berlin 1991, S. 681.)

Paul Celan war nach der Ghettozeit in Czernowitz 1942/43 in einem rumänischen Arbeitslager interniert. Seine Eltern kamen um. Er lebte von 1948 an in Paris und veröffentlichte in diesem Jahr seinen ersten Gedichtband *Der Sand aus den Urnen*. 1970 setzte er seinem Leben ein Ende.

Selma Meerbaum-Eisinger ist keine bekannte Dichterin geworden. Sie wurde am 15. August 1924 in Czernowitz in ärmlichen Verhältnissen geboren, war also bei Kriegsausbruch eben 15 Jahre alt. Mit Paul Celan (Paul Antschel) war sie mütterlicherseits verwandt. Ihre ersten Gedichte entstanden 1939, kurz vor Kriegsbeginn. Es sind Natur- und vor allem auch Liebesgedichte, gerichtet an ihren ein Jahr älteren Freund Lejser Fichman. Er bereitete sich auf seine Auswanderung nach Palästina vor, sie suchte das Glück in der Gegenwart. Antisemitische Vorfälle gab es bereits vor der erzwungenen Abtretung der Bukowina an die Sowjetunion (26. Juni 1940). Auch von ihren Truppen wurden Juden verschleppt, allein am 13. Juni 1941 viertausend Männer, Frauen und Kinder. Mit dem erneuten Einzug rumänischer Truppen am 5. Juli erhielten die deutschen Verbündeten Rumäniens freie Hand bei der Judenverfolgung.
Das Leben unter der Bedrohung ist auch in Meerbaum-Eisingers Gedichten spürbar. Einflüsse ihrer Lieblingsautoren (Heinrich Heine, Rainer Maria Rilke, Paul Verlaine, auch von chinesischer Dichtung) sind nicht zu verkennen, eigene Töne und Bilder werden aber immer stärker, je gewaltsamer die Wirklichkeit in ihr Leben greift.
Mit der Einrichtung des Ghettos im Judenviertel (60 000 Menschen zusammengepfercht in wenigen Straßen) hauste die Familie eine Zeitlang unter einem notdürftig mit Decken verhängten Arkadengang. Lejser Fichman wurde zur Zwangsarbeit abkommandiert. Selma Meerbaum-Eisinger sah ihn nie wieder. Sie, so erfuhr eine Freundin, floh aus dem Ghetto, wurde aber in der Stadt als Jüdin erkannt und verfolgt. Sie brach sich ein Bein, konnte aber das in diesem Fall schützende Ghetto wieder erreichen.
Nach dessen Aufhebung wurde die Familie im Juni 1942 in ein Lager westlich des Bug deportiert, wo sie drei Monate unter freiem Himmel in einem Steinbruch kampierte. *„Man hält es aus, trotzdem man immer wieder meint: Jetzt, jetzt ist es zuviel, ich halte nicht mehr durch, jetzt breche ich zusammen...“* und zum Schluß *„Küsse. Chasak - Selma“* (Chasak, hebr., heißt „Sei stark.“) Dieser Brief wurde von einem kleinen Jungen in das nächste Lager geschmuggelt, wo Selmas Freundin gefangen war. In dem Arbeitslager Michailowka starb Selma Meerbaum-Eisinger am 16. Dezember 1942 an Flecktyphus.

Ihr Gedichtalbum hatte sie vor der Deportation einer Freundin bringen lassen, die es an Fichman weitergab. Ehe er auf der Flucht aus dem rumänischen Arbeitslager nach Palästina zu gelangen versuchte, brachte er das Album dieser Freundin zurück, damit es nicht verlorengehe. Er selbst kam um, als im Schwarzen Meer ein mit jüdischen Flüchtlingen besetztes türkisches Schiff von einem sowjetischen U-Boot torpediert wurde.
Erst viel später erschien eines der Gedichte aus dem Album, „Poem“, in einer Sammlung in der DDR (*„Welch Wort in die Kälte gerufen“ - Die Judenverfolgung des Dritten Reichs im Gedicht*. Hrsg. Heinz Seydel, Berlin 1968), und so wurde der ehemalige Klassenlehrer Selma Meerbaum-Eisingers aufmerksam. Überlebende Freundinnen übergaben ihm, was sie aufbewahrt hatten: den Brief und das Album. Hersch Segal ließ die Veröffentlichung in Israel auf eigene Kosten drucken.[1]

Der Baustein kann insgesamt verwendet werden, um Lyrik in der Grenzsituation zu behandeln. Er läßt sich auch aufteilen:
Selma Meerbaum-Eisinger: ihre Stimme und ihr Schicksal
Rose Ausländer und / oder Paul Celan: Dichtung in der „Wortnacht“ (Celan): Überleben im „Mutterland Wort“ (Ausländer)
Lyrik als „Schibboleth“ (Erkennungszeichen, Losungswort) der Verfolgten

Anmerkung: Das Gedicht „Schibboleth“ greift den Ruf der bedrängten Republikaner im spanischen Bürgerkrieg „no pasaran“ (sie werden nicht durchkommen) auf; Wien und Madrid werden gleichgesetzt als die vom Feind besetzten Hauptstädte (dort Francos Falange, hier Hitlers Nationalsozialisten). Einhorn: Fabeltier, Sinnbild von großer Stärke, auch der Keuschheit. Häufiger in moderner Lyrik als Chiffre für das ganz Andere, Wunderbare.

Barbara Heckel

[1] Diese Darstellung folgt der Einleitung von Jürgen Serke zu dem Gedichtband Selma Meerbaum-Eisinger: *Ich bin in Sehnsucht eingehüllt*. Frankfurt/M. 1984.

Selma Meerbaum-Eisinger

Poem

Die Bäume sind von weichem Lichte übergossen,
im Winde zitternd glitzert jedes Blatt.
Der Himmel, seidig-blau und glatt,
ist wie ein Tropfen Tau vom Morgenwind vergossen.
Die Tannen sind in sanfte Röte eingeschlossen
und beugen sich vor seiner Majestät, dem Wind.
Hinter den Pappeln blickt der Mond aufs Kind,
das ihm den Gruß schon zugelächelt hat.

Im Winde sind die Büsche wunderbar:
bald sind sie Silber und bald leuchtend grün
und bald wie Mondschein auf lichtblondem Haar
und dann, als würden sie aufs neue blühn.

Ich möchte leben.
Schau, das Leben ist so bunt.
Es sind so viele schöne Bälle drin.
Und viele Lippen warten, lachen, glühn
und tuen ihre Freude kund.
Sieh nur die Straße, wie sie steigt:
so breit und hell, als warte sie auf mich.
Und ferne, irgendwo, da schluchzt und geigt
die Sehnsucht, die sich zieht durch mich und dich.
Der Wind rauscht rufend durch den Wald,
er sagt mir, daß das Leben singt.
Die Luft ist leise, zart und kalt,
die ferne Pappel winkt und winkt.

Ich möchte leben.
Ich möchte lachen und Lasten heben
und möchte kämpfen und lieben und hassen
und möchte den Himmel mit Händen fassen
und möchte frei sein und atmen und schrein.
Ich will nicht sterben. Nein!
Nein.
Das Leben ist rot,
Das Leben ist mein.
Mein und dein.
Mein.

Warum brüllen die Kanonen?
Warum stirbt das Leben
für glitzernde Kronen?

Dort ist der Mond.
Er ist da.
Nah.
Ganz nah.
Ich muß warten.
Worauf?
Hauf um Hauf
sterben sie.
Stehn nie auf.
Nie und nie.
Ich will leben.
Bruder, du auch.
Atemhauch
geht von meinem und deinem Mund.

Das Leben ist bunt.
Du willst mich töten.
Weshalb?
Aus tausend Flöten
weint Wald.

Der Mond ist lichtes Silber im Blau.
Die Pappeln sind grau.
Und Wind braust mich an.
Die Straße ist hell.
Dann ...

Sie kommen dann
und würgen mich.
Mich und dich
tot.
Das Leben ist rot,
braust und lacht.
Über Nacht
bin ich
tot.

Ein Schatten von einem Baum
geistert über den Mond.
Man sieht ihn kaum.
Ein Baum.
Ein
Baum.
Ein Leben
kann Schatten werfen
über den
Mond.

Ein
Leben.
Hauf um Hauf
sterben sie.
Stehn nie auf.
Nie
und
nie.

7. 7. 1941

aus: Selma Meerbaum-Eisinger: *Ich bin in Sehnsucht eingehüllt. Gedichte eines jüdischen Mädchens an seinen Freund.* Frankfurt 1984, S. 50ff.

Selma Meerbaum-Eisinger

Regenlied

Des Regens starker Gesang wird zum Rauschen,
Das voller und voller erklingt.
Es schweigt selbst der Wald, um dem Liede zu lauschen,
Das der strömende Himmel ihm singt.

Es schäumen mit wuchtendem Anprall die Wasser
Vom Himmel zur Erde herab.
Es rasen die Ströme des Regens in nasser,
Wild stürzender Wut, die der Blitz ihnen gab.

Es duckt sich und beugt ihren Rücken die Erde
Unter dem peitschenden Sausen.
Wie vom Hufschlag einer hinrasenden Herde
Ist die Luft erfüllt von dem Brausen.

Dann wird das Rauschen zum raunenden Schallen,
Zum Murmeln von müder Süße.
Auf die Dächer vereinzelte Tropfen fallen
Wie ferne, glückstrunkene Küsse.

1.8.1941

Bleistiftskizze

Ein Haarsträhn wie ein feiner Schatten in die Stirn,
darüber seidig weich die dunkle Fülle.
Der Mund ein trutz'ges Zeugnis stolzer Kühle,
betont durch leichten, schwarzen Flaum.
Das helle Braun der Augen mildert kaum.
Die Zähne scheinen stark und weiß nach vorne sich zu drängen
und ganz so störrisch wild die schwarzen Brauen.
Doch wenn die Augen in die Ferne schauen,
dann will ein Zug von Sehnsucht in den Stolz sich mengen.
Darüber wölbt die Stirne sich in leicht gewölbtem Bogen,
die feine Nase setzt sie, aufwärtsstrebend, fort.
Der schlanke Hals ist in die Harmonie mit einbezogen-
ein bißchen Braun, ein bißchen bleich - ein starker Dur-Akkord.

28. 9. 1941

aus: Selma Meerbaum-Eisinger: *Ich bin in Sehnsucht eingehüllt. Gedichte eines jüdischen Mädchens an seinen Freund.* Frankfurt 1984, S. 78, S. 79.

Rose Ausländer

Das Einmaleins

Die Gefangnen im Turm
halten den Wärter gefangen
und üben mit ihm
das Einmaleins der Stunden

Ins Wandgewebe
sind Labyrinthe gestickt
Irrgänge führen zum
Sesam-öffne-dich

Nachts holen die
Gefangnen verstohlen
die Welt in den Turm
verteilen sie gleichmäßig
untereinander
Am Morgen ist alles
spurlos weggeräumt
die Zellen sind wieder
finstre Rechtecke
ohne Vögel und Wasserfälle

Die Gefangnen begrüßen sich
verstohlen
mit Weltabglanz
und üben mit dem Wärter
das Einmaleins der Stunden

Mutterland

Mein Vaterland ist tot
sie haben es begraben
im Feuer

Ich lebe
in meinem Mutterland
Wort

In memoriam Chane Rauchwerger

Getto
Hungermarsch

Bei 30 Grad unter Null
schlief meine fromme Tante
(immer betete sie
glaubte inbrünstig an Gerechtigkeit)
schlief meine sündlose Tante
ihre Tochter ihr Enkel
nach vielen Hungermarschtagen
auf dem Eisfeld in Transnistrien
unwiderruflich
schliefen sie ein

Der Glaube
der Berge versetzt
o weiser Wunderrabbi von Sadagora
Chane Rauchwerger glaubte an dich
wo warst du
damals
wo war dein Wunder

„Das Einmaleins“ aus: Rose Ausländer: *Im Atemhaus wohnen. Gedichte*. Frankfurt/M. 1981.
„Mutterland“ aus: Rose Ausländer: *Regenwörter. Gedichte*. Stuttgart 1994.
„In memoriam Chane Rauchwerger“ aus: Rose Ausländer: *Schweigen auf deine Lippen. Gedichte aus dem Nachlaß*. Frankfurt/M. 1994.

Paul Celan

Abend der Worte

Abend der Worte - Rutengänger im Stillen!
Ein Schritt und noch einer,
ein dritter, des Spur
dein Schatten nicht tilgt:

die Narbe der Zeit
tut sich auf
und setzt das Land unter Blut -
Die Doggen der Wortnacht, die Doggen
schlagen nun an
mitten in dir:
sie feiern den wilderen Durst,
den wilderen Hunger...

Ein letzter Mond springt dir bei:
einen langen silbernen Knochen
- nackt wie der Weg, den du kamst -
wirft er unter die Meute,
doch rettets dich nicht:
der Strahl, den du wecktest,
schäumt naher heran,
und obenauf schwimmt eine Frucht,
in die du vor Jahren gebissen.

Mit wechselndem Schlüssel

Mit wechselndem Schlüssel
schließt du das Haus auf, darin
der Schnee des Verschwiegenen treibt.
Je nach dem Blut, das dir quillt
aus Aug oder Mund oder Ohr,
wechselt dein Schlüssel.

Wechselt dein Schlüssel, wechselt das Wort,
das treiben darf mit den Flocken.
Je nach dem Wind, der dich fortstößt,
ballt um das Wort sich der Schnee.

Schibboleth

Mitsamt meinen Steinen,
den großgeweinten
hinter den Gittern,

schleiften sie mich
in die Mitte des Marktes,
dorthin,
wo die Fahne sich aufrollt, der ich
keinerlei Eid schwor.

Flöte,
Doppelflöte der Nacht:
denke der dunklen
Zwillingsröte
in Wien und Madrid.

Setz deine Fahne auf Halbmast,
Erinnrung.
Auf Halbmast
für heute und immer.

Herz:
gib dich auch hier zu erkennen,
hier, in der Mitte des Marktes.
Ruf's, das Schibboleth, hinaus
in die Fremde der Heimat:
Februar. No pasaran.

Einhorn:
du weißt um die Steine,
du weißt um die Wasser,
komm,
ich führ dich hinweg
zu den Stimmen
von Estremadura.

aus: Paul Celan: *Von Schwelle zu Schwelle*. Stuttgart 1955, S. 41, S. 36, S. 55f.

Baustein 11

Das Ghetto in Frankfurt am Main

Klassenstufe: ab Klasse 10
Zeitaufwand: 2 Unterrichtsstunden
Themen: Entstehung des Ghettos
Wichtige Ereignisse in seiner Geschichte
Beschränkungen für die Bewohner
Goethes Sicht auf das Ghetto
Kombination: Berliner Scheunenviertel, Baustein 7

Im Frankfurter Ghetto entwickelte sich das religiöse Judentum wie in kaum einer anderen deutschen Stadt durch die Jahrhunderte hindurch besonders lebendig und vielfältig. Deswegen ist es besonders interessant, Entstehung und Geschichte der Judengasse in Frankfurt zu betrachten.
Natürlich kann hier keine vollständige Geschichte dieses Ghettos erwartet werden. Die Texte beleuchten vielmehr einige wichtige historische Ereignisse und vor allem das Aussehen des Ghettos und das Leben in ihm.

Aspekte, die die Texte berücksichtigen:
- die Entstehung der Judengasse
- die Bewohner und ihre Berufe
- Verwaltung und öffentliche Einrichtungen
- Beschlüsse der Rabbinerversammlung in Frankfurt von 1603
- Auflagen und Verbote für die Juden im Ghetto
- der Fettmilch-Aufstand von 1614 und seine Bedeutung
- berühmte Bewohner
- reger Handel in der Gasse
- nur zwei Jahre Bürgerrecht
- Johann Wolfgang von Goethe erinnert sich an das Ghetto

Die Schüler sollten sich zunächst, mit Hilfe gezielter Arbeitsanweisungen, ein Bild von der Judengasse in Frankfurt machen. Ihre Vorstellungen können dann mit den Abbildungen aus unterschiedlichen Epochen verglichen werden.
Der Text von Goethe zeigt, welche Sicht die christlichen Stadtbewohner auf das Ghetto hatten, und welche Erfahrungen der junge Goethe im Kontakt mit den Ghettobewohnern selbst machte.

Arbeitshinweise:

zu Text 1:
- Warum entstand das Ghetto in Frankfurt?
- Was läßt sich zum Verhältnis zwischen Juden und Christen sagen?
- Was regelten die Beschlüsse der Rabbinerversammlung von 1603 und welche Folgen entstehen daraus?
- Wie sah das Leben im Ghetto aus?
- Welche Verbote galten für die Ghettobewohner? Diskutieren Sie die Absichten, die mit diesen Verboten verfolgt werden und deren Folgen.

zu Goethes Text:
- Welche Erfahrungen macht Goethe und welches Verhältnis zu den Ghettobewohnern hat er?

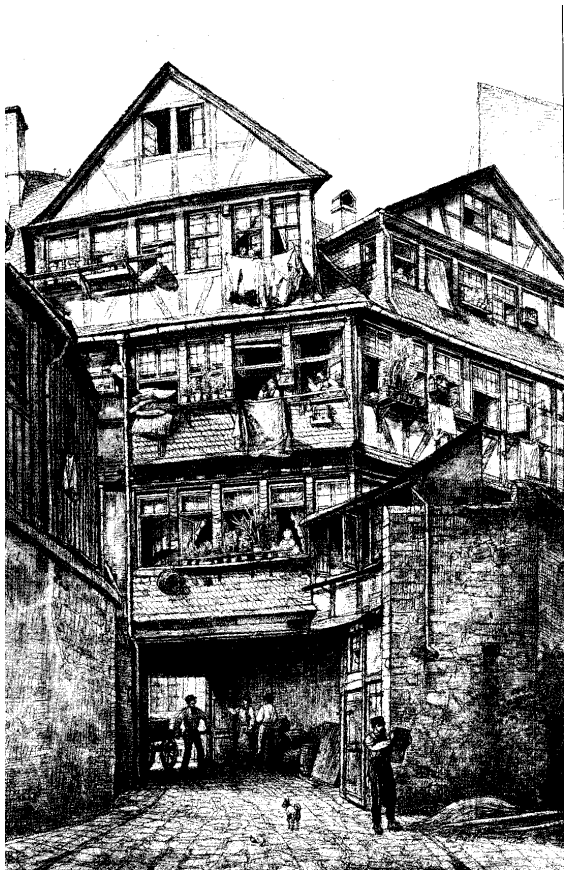
Kreative Aufgabe (vor der Betrachtung der Bilder):
- Malen Sie die Judengasse, so wie Sie sie sich nach den Beschreibungen vorstellen.

Arbeitsaufgaben zu den Bildern:
- Beschreiben Sie Ihre Eindrücke von der Judengasse.
- Wie sah das Leben darin wohl aus?
- Gibt es Vergleiche mit heutigen Städten?

Dieter Weiß

Die Frankfurter Judengasse

Stadtplan mit Judengasse
Kupferstich von Merian, 1624
Aus der Vogelperspektive sind alle 193 Häuser eingezeichnet. Synagoge und Gemeindehaus nehmen die größere Fläche ein. Die Länge der Gasse betrug ungefähr 300 Meter.
(aus: Nachum Tim Gidal *Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik.* Köln 1997, S.90)



Hinterhäuser in der Judengasse
Zeichnung von Peter Becker, 1872
(aus: Nachum Tim Gidal *Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Köln 1997, S.159)

Blick in die Judengasse
(Ausschnitt)
Stahlstich um 1850
(aus: Nachum Tim Gidal *Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik.*
Köln 1997, S.158)

Das Ghetto in Frankfurt am Main

Gemäß den Beschlüssen des Laterankonzils von 1215 und des Konzils von Basel (1431-1449) hatte Kaiser Friedrich III. die Entfernung aller Juden aus ihren Häusern in der Frankfurter Domgegend angeordnet. Die Patrizier der Stadt, die zwei Drittel der Ratssitze innehatten, standen meist in gutem Einvernehmen mit den Juden und hatten sich geweigert, sie auszuweisen. Nach langem Zögern und gegen den Widerstand der Juden, die in dieser freien Reichsstadt nicht ohne Ansehen und Einfluß waren, führte die Stadt 1462 den kaiserlichen Befehl aus.

Am Wollgraben, dem städtischen Abwasserkanal gegenüber der Stadtmauer, wurde nun eine zweite Mauer gebaut. Zwischen den beiden Mauern entstand so eine knapp 100 Meter lange enge Gasse, von den Juden »Neu-Ägypten« genannt. Sie war begrenzt von drei Toren, die nur tagsüber geöffnet wurden.

In dieser Gasse lebte bis zum Einmarsch der Truppen Napoleons die jüdische Gemeinde mit all ihren Einrichtungen: Geldhändler und Trödler, Viehhändler und Bankiers; Gelehrte, Lehrer, Bäcker und Kunstsammler; Metzger, Schneider, Schuster; Erwachsene und Kinder; Kranke und Gesunde. Hier lebten die armen Familien und die reichen, die Baruchs und die Rothschilds, die Sterns und die Schönbergs. Es war ein kleines Universum, in zwei gegenüberliegenden Häuserreihen.

In dem Gewirr schmalbrüstiger Häuser, von aneinander- und ineinandergeschachtelten, nach oben ausgebauten Zimmern und Kammern entwickelte sich ein wohlgeordnetes, vielfältiges und intensives Gemeindeleben mit Lehrhaus, Festhaus (»der Juden Tanzhaus«), zwei Herbergen (zur Bewirtung und Unterkunft von auswärtigen Besuchern und Studenten), Backhaus, Spital, öffentlichem Bad und einer Synagoge. Es war eine kleine, aber wohlhabende Gemeinde. Im 16. Jahrhundert wurde sie durch ihre Gelehrten weit bekannt und trat die Nachfolge der mittelalterlichen jüdischen Zentren am Rhein an.

Die »Judengasse« wurde zum Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Deutschland, zu einem Versammlungsort der Parnassim (Gemeindevorsteher) aus dem ganzen Reich. Während der Herbstmesse 1603 zum Beispiel unternahm eine gleichzeitig stattfindende Rabbinerversammlung den Versuch, die Juden Süd- und Westdeutschlands in einem Verband zu vereinen, scheiterte aber am Partikularismus einiger Gemeinden und ihrer Rabbiner.

Doch wurden auf dieser Versammlung wichtige Beschlüsse angenommen, so etwa: »Kein Rabbiner soll in Deutschland ein Rabbinerzeugnis ausstellen, ohne das Einverständnis dreier Gelehrter, die in Deutschland Rabbinerschulen leiten, einzuholen...

Viel Unheil entsteht in Gemeinden und kleinen Orten dadurch, daß jüdische Frevler mutwillig die Wahrheit zur Erde schleudern und mit neuen Münzen Handel treiben, die ungültig oder minderwertig sind und von diesen Betrügern für echte Münzen ausgegeben werden... Darum soll von heute an jeder, der sich mit derartigen Dingen abgibt... dem Bann verfallen. Das soll Gesetz sein in jedem Land und Gebiet...

Ist von einem erwiesen, daß er mit Dieben Geschäfte macht... so soll dieser Bösewicht der Strafe des Bannes anheimfallen...

Wer von Nichtjuden ein Darlehen nimmt oder etwas von Nichtjuden kauft und nicht bezahlt, soll der Strafe des Bannes verfallen. Kein Jude darf mit ihm Geschäfte abschließen. Kommt er wegen einer solchen Sache ins Gefängnis, darf kein Jude sich seiner mit Geld oder Fürsprache annehmen...«

Von den Judenschaften aller Gemeinden des Reichs in Bann getan, schlossen sich viele jüdische Hehler nichtjüdischen Diebes- und Räuberbanden an.

In der Judengasse selbst lebten im Jahr 1463 110 registrierte Personen. Im Jahr 1520 waren es 250; 1580 gab es bereits 1200, und im Jahr 1610 stieg die Einwohnerschaft auf 2270. Das heißt, auf je einen Quadratmeter Wohnfläche kam ein Mensch. Unter Ausnutzung buchstäblich jeden Quadratmeters, jeden nur möglichen Anbaus wohnten und arbeiteten die Menschen in dieser Gasse. Daß sich unter solch eingeengten Umständen ein blühendes kulturelles Leben entfalten konnte, war nur außergewöhnlicher Gemeinschafts- und Selbstdisziplin zu verdanken.

Die Juden durften keinen Landbesitz erwerben, auch kein Grundstück innerhalb der Stadt. Außerhalb der Gasse war es ihnen untersagt, ein Handwerk auszuüben, mit Früchten, Waffen oder Seide zu handeln wie die Christen der Stadt. Nach zehn Uhr abends sowie an christlichen Feiertagen und an Sonntagen durften sie die Ghettogasse nicht verlassen. Außerhalb der Gasse mußten sie einen gelben Fleck auf dem Gewand tragen.

Im Jahr 1612 trugen die Frankfurter Zünfte anläßlich der Krönung des Kaisers Matthias (R 1612-1619) ihre Beschwerden gegen die Patrizier und Juden der Stadt vor. Viele Handwerker und kleine Kaufleute waren beiden verschuldet. Sie verlangten eine Zinsherabsetzung für Darlehen von 12 auf 8 Prozent und die Vertreibung aller Juden, die nicht mindestens 15000 Taler Vermögen besaßen. Wie so oft wollte man nicht die Juden loswerden, sondern die armen Juden. Fünfzig der ärmsten Juden jagte man tatsächlich aus der Stadt. Aber die Beschwerden über den Zins wurden als unbegründet abgewiesen. Zwei Jahre später stürmten und plünderten Handwerker unter Führung des Zunftmeisters Vincenz Fettmilch mit Hilfe von Stadtgesindel das Ghetto. Die Juden wurden nach fünfstündiger Gegenwehr, bei der zwei Juden und ein Angreifer ums Leben kamen, auf dem Friedhof zusammengetrieben. Dreizehn Stunden lang plünderte der Mob daraufhin weiter, bis endlich der Bürgermeister mit Geharnischten einschritt. Unter ihrem Schutz konnten rund 1400 Juden die Stadt verlassen.

Diesmal griff der Kaiser streng durch. Er verhängte über Fettmilch die Reichsacht, ließ ihn mit vier anderen Anführern festnehmen und köpfen. Unter Pfeifenklang und Trommelwirbel wurden die Juden wieder in ihre Gasse zurückgeleitet, diesmal mit einem ausdrücklichen Schutzbrief aus der Hand des Kaisers, der sein Wappen an einem der Ghettotore anbringen ließ.

Gegenwehr und Anwendung der Staatsgesetze auch auf Juden hatten den Fettmilch-Aufstand zu einem Wendepunkt in der Geschichte der Juden in Deutschland gemacht. Statt einer Pogromwelle wie bei früheren Anlässen kam es zu einer Beruhigung. Einen Wendepunkt bedeutete auch die Darstellung der Fettmilchereignisse in den Medien der öffentlichen Meinung, den illustrierten Flugblättern. Es war wohl das erste Mal, daß Juden darin nicht verächtlich dargestellt wurden.

Unter den Kindern, die den traumatischen Fettmilch-Aufstand erlebt hatten, befand sich auch Süßkind Stern (1610-1687). Er wurde einer der reichsten Frankfurter Juden: Geldwechsler, Perlenhändler, freiwilliger Aufseher der jüdischen Gemeindebäckerei mit ihren fünf Öfen, Bankier, Pächter der Salzbergwerke bei Bad Orb, aktives Mitglied einer der beiden freiwilligen Beerdigungsbruderschaften, Philanthrop. Zudem war er Vater eines Gelehrten, was sein eigenes Ansehen in der Gemeinde noch erhöhte.

Die meisten Nachkommen von Süßkind Stern, darunter die Pariser Rothschilds, blieben Juden. Unter den getauften Nachkommen befinden sich die portugiesischen Barone von Stern, in England die Lords Wandworth und Michelham sowie Gräfin Rosse, die Mutter von Lord Snowdon, der Prinzessin Margaret heiratete, die Schwester Königin Elisabeths II. von England.

Rabbiner der Gemeinde bis zum Fettmilch-Aufstand war Jesaja Horovitz (um 1555- um 1625). Sein Hauptwerk »Sch'ne Luchot ha-Brit« (Die zwei Bundestafeln) ist ein Kompendium der jüdischen Religionslehre und ihrer Gebote. Es trug in hohem Maß zur Verbreitung der jüdischen Mystik im deutschen und im polnisch-russischen Judentum bei.

(aus: Nachum Tim Gidal: *Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Köln 1997, S. 90-91.)

In der Judengasse von Frankfurt am Main

Das Ghetto in Frankfurt am Main war im Jahr 1462 gegen den Protest der Juden errichtet worden, und zwar am Wollgraben vor der alten staufischen Mauer, in einem wenig bewohnten Teil der Neustadt (siehe auch Seite 90).

In der Stadt durften nach einer Verordnung des Magistrats nicht mehr als zwei Juden nebeneinander gehen, spazierengehen war ihnen verboten. Noch 1764 machten die Juden Frankfurts eine Eingabe, »spazieren zu dürfen... überall [ist] den Juden der Zutritt in die Spaziergänge erstattet, nur uns soll der Gang um die Tore verboten sein...« Das Bauamt antwortete, diese Petition sei ein neuer Beweis »von dem grenzenlosen Hochmut dieses Volkes, das alle Mühe anwende, um sich bei jeder Gelegenheit den christlichen Einwohnern gleichzusetzen«.

Erst nach dem Einzug der französischen Armee wurde den Juden das Spazierengehen außerhalb der Judengasse erlaubt. Die Juden in dieser Gasse handelten mit Tuch, Leinwand, Pelzen, Knöpfen, Fischbein, Gold, Silber, Juwelen, Zinn, Kupfer, mit Branntwein, Tabak, Käse, Bier, Büchern, Münzen und Antiquitäten. Einige von ihnen waren maßgebend in Wechselgeschäften. Eine Anzahl von ihnen wurde wohlhabend, einige wenige wurden sehr reich.

Berühmte Bewohner der Gasse waren Mayer Amschel Rothschild (1744-1812), der Kurfürstlich Hessischer Hoffaktor wurde, und der Schriftsteller Löb Baruch (1789-1837), der sich nach seiner Taufe Ludwig Börne nannte.

Um 1750 war die Zahl der Wohnhäuser auf etwa dreihundertfünfzig Gebäude gestiegen. Dennoch lehnte der Rat der Stadt die Überwölbung offener Abwasserkanäle ab, denn das Wasser »mache beim Löschen von Bränden den besten Effekt«.

Erst 1811, nach der Bildung des Großherzogtums Frankfurt, wagte es der liberale Fürstprimas Karl von Dalberg gegen den Protest des Stadtrats, den Frankfurter Juden, allerdings gegen Zahlung von 440000 Gulden, das Bürgerrecht zu verleihen. Als nach der Völkerschlacht von Leipzig 1813 das Großherzogtum Frankfurt - eine Napoleonische Schöpfung - zusammenbrach, entzog der Magistrat den Juden das Bürgerrecht wieder. Das Geld behielt er.

Es gab kaum eine Stadt in Deutschland, in der sich durch Jahrhunderte hindurch das religiöse Judentum so lebendig entwickelte wie gerade in Frankfurt am Main.

Wie aber die Judengasse und ihre Bewohner auf den christlichen Besucher wirkten, davon berichtet Goethe in »Dichtung und Wahrheit«:-

»Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah... Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neuen Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogen-Wand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmutwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.

Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes... Außerdem waren sie ja auch Menschen, tätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch... Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Lauberhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Überall war ich wohl aufgenommen, gut bewirtet und zur Wiederkehr eingeladen.«

(aus: Nachum Tim Gidal: *Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Köln 1997, S. 158-161.)

Baustein 12

Das Berliner Scheunenviertel - das „freiwillige“ Ghetto

Mischket Liebermann: Aus dem Ghetto in die Welt. Berlin, 3. Aufl. 1995
Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft. Köln 1985
Äußerungen zur „Ghetto-Mentalität“ von Tucholsky u. a.

Klassenstufe: **10-13**
Zeitaufwand: **1-2 Unterrichtsstunden**
Thematik: **Zur Vorgeschichte der NS-Ghettos**
Zur heutigen „Ghetto“-Bildung
Gründe für Ghettobildung
historische Ghettos
„freiwillige“ Ghettos
Juden auf Wanderschaft
Lage der Juden in Osteuropa zu Beginn des 20. Jahrhunderts
„Mitnahme“ des Schtetl / Begriff und Erscheinungsformen
Konfrontation mit der westlichen Moderne
Vorteile, Gefahren und Folgen des Ghettolebens

In der Reichshauptstadt Berlin entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts und besonders mit dem Ersten Weltkrieg verschiedene dichtbesiedelte und in der Zusammensetzung der Bewohner geschlossene Quartiere, von denen das „Scheunenviertel“ nördlich des früheren Spandauer Tores, zwischen Rosenthaler Straße und dem heutigen Rosa-Luxemburg-Platz als „Ghetto“ der zugewanderten Juden aus Osteuropa galt.
„Es waren Flüchtlinge. Man kennt sie allgemein unter dem Namen »Die Gefahr aus dem Osten«. Pogromangst schweißt sie zusammen zu einer Lawine aus Unglück und Schmutz, die, langsam wachsend, aus dem Osten über Deutschland rollt. ... Sie stammen aus der Ukraine, Galizien, Ungarn. Hunderttausende sind zu Hause Pogromen zum Opfer gefallen. Hundertvierzigtausend fielen in der Ukraine. Überlebende kommen nach Berlin. Von hier aus wandern sie nach dem Westen, nach Holland, Amerika, und manche nach dem Süden, nach Palästina“, schrieb Joseph Roth, selbst Jude aus Galizien, 1920 (J. Roth, *Juden auf Wanderschaft*, Köln 1985, S.47ff) über sie.

Eine Statistik aus dem Jahr 1925 nennt Zahlen und Herkunftsländer (s. u.).

Mischket Libermann, die Autorin des ersten Auszugs, hat selbst im Scheunenviertel gelebt. Sie kam 1914, neunjährig mit ihrer großen Familie (8 Kinder) aus dem „Städtele Tytschin“ in Galizien nach Berlin. Ihr Vater war ein orthodoxer Rabbi, der bald die Synagoge in der Grenadierstraße leitete.
„Er war ein vielbeschäftigter Mann. Immer in Bewegung, von früh bis spät. Was er tat? »Dienstleistung« würden wir heute dazu sagen. Ach was! Er war ein ganzes Dienstleistungskombinat in einer Person. Er bediente die Schäfchen seiner Gemeinde von der Geburt bis zum Grabe. Er nahm Beschneidungen vor an acht Tage alten »Männern«. Dreizehnjährige segnete er ein. Er vollzog Trauungen, Scheidungen, Beerdigungen, war Vorbeter in der Synagoge und Richter im Ghetto.“ (Mischket Liebermann: *Aus dem Ghetto in die Welt*. Berlin, 3. Aufl. 1995, S. 21)
Nennt Joseph Roth als einen Grund für die Ghettobildung die „Pogromangst“, so kennt Mischket Liebermann noch andere. Zunächst wollten die bereits in Berlin ansässigen und schon arrivierten, teilweise auch assimilierten Juden nichts mit den „armen Verwandten“ zu tun haben. Viele von ihnen waren selbst noch Bewohner des Ghettos und durchaus nicht „reich“ geworden, wie man es sich in der Heimat vorgestellt hatte. Hinzu kam, gerade bei den orthodoxen Juden, noch etwas anderes:

„Die eingewanderten Juden schlossen sich hermetisch von der Außenwelt ab. Sie lebten wie Moses auf dem Berge Sinai, streng nach den zehn Geboten und Hunderten von Verboten, die sie sich selber auferlegten. Bei uns im Hause des Rabbi Pinchus-Elieeser ging es besonders strenggläubig zu. Ein Ghetto im Ghetto. Nichts fürchtete mein Vater so sehr wie die Assimilation seiner Kinder. Um sie zu verhindern, ersann er die unmöglichsten Sachen. Wir durften zu Hause nicht einmal Deutsch sprechen. »Hast dir schon deutsche Zähne eingesetzt?« ironisierte er.“ (Mischket Liebermann: *Aus dem Ghetto in die Welt*. Berlin, 3. Aufl. 1995, S. 7f.)

Joseph Roth schildert in seinem großen Bericht „Juden auf Wanderschaft“ um 1920 auch die Station „Scheunenviertel“. (Text 2)
1937, aus dem Pariser Exil, stellt Roth im Nachwort zur Neuauflage sich die Frage, weshalb die Juden Verfolgung, Demütigung, Existenzverlust erdulden. *„Die Fähigkeit sie zu ertragen, ist der größere Teil des Unglücks.“* Und er kommt zu dem Schluß: *„Von den Juden, die heute noch in Deutschland leben, wird höchstwahrscheinlich nur noch ein unwesentlicher Bruchteil auswandern können, - und wollen. Denn auch nach einer hundertjährigen Emanzipation und einer Schein-Gleichberechtigung, die etwa 50 Jahre gedauert hat, besitzen die Juden, wenn auch nicht die göttliche Gnade, leiden zu können wie ihre gläubigen Brüder, so doch die merkwürdige Fähigkeit, Unsagbares zu erdulden. Sie werden bleiben, sie werden heiraten, sich vermehren, ihre Finsternisse und Bitterkeiten vererben - und hoffen, daß eines Tages »alles anders« werde.“* (Joseph Roth: *Juden auf Wanderschaft*. Köln 1985, S. 82f.)

Kurt Tucholsky drückte die von Roth angedeutete in Jahrhunderten der Verfolgung und des Ghettos erworbene und vererbte Leidensfähigkeit der Juden in seinem letzten Brief an Arnold Zweig kurz vor seinem Freitod am15. Dezember 1935 bitter und provokant so aus:
„Das Judentum ist besiegt, so besiegt, wie es das verdient - und es ist auch nicht wahr, daß es seit Jahrtausenden kämpft. Es kämpft eben nicht ... Nein, liebe Freunde. Getto ist keine Folge - Getto ist Schicksal.“ (aus: Andreas Nachama / Gereon Sievernich (Hg.): *Jüdische Lebenswelten*. Berlin 1991, S. 632)

Arbeitshinweise

- Lektüre, Diskussion
- Zusammentragen von Material: Quellen und Fotos (z. B. in Salamander, Rachel (Hg.): *Die jüdische Welt von gestern. 1860-1938. Text- und Bild-Zeugnisse aus Mitteleuropa*. Wien 1990) zum Scheunenviertel, aber auch zu anderen historischen oder zeitgeschichtlichen Ghettos (s. o.,); Joseph Roth über Wien in *Juden auf Wanderschaft*.
- Darstellen eines historischen Ghettos nach eigener Wahl (in Form einer Wandzeitung, eines Plakats, einer Lose-Blatt-Sammlung)
- Erarbeiten der Unterschiede zu den nationalsozialistischen „Ghettos“ (tabellarische Gegenüberstellung, repräsentative Einzelschicksale) Herausarbeiten des Lagercharakters der NS-Ghettos
- Diskussion der Sätze von Tucholsky
- Angst als Ursache von Ghettobildung (Angst der Mehrheit vor dem Fremden, Anderen - auch Angst innerhalb der Minderheit, daher Abschluß nach außen).

Barbara Heckel

Ausländische Juden in Berlin (1925)

Ein Viertel aller in Berlin lebenden Juden war 1925 ausländischer Staatsangehörigkeit. Diese stammten überwiegend aus Polen, Rußland und Galizien. Sie unterschieden sich als „Ostjuden“ wesentlich von den deutschen Juden. Die Behörden verweigerten ihnen auch nach jahrzehntelangem Aufenthalt fast immer die deutsche Staatsbürgerschaft. Insgesamt lebten in Großberlin 1925 172.672 Juden, das waren 4,3% aller Einwohner.

Staatsangehörigkeit	absolut	in% aller jüdischen Ausländer
Polen	17423	39,7
Österreich	5326	12,1
Tschechoslowakei	2137	4,9
Ungarn	1904	4,3
Rumänien	1634	3,7
Rußland (UdSSR)	5185	11,8
Litauen	868	2,0
Lettland	849	1,9
Estland	43	0,1
Staatenlose	5037	11,5
andere	3432	7,8
	43838	99,8

aus: Hilker-Siebenhaar, Carolin (Red.): *Juden in Berlin: 1671-1945. Ein Lesebuch*. Berlin 1988, S. 191.

Mischket Liebermann: Aus dem Ghetto in die Welt

Ja, auch in Berlin gab es ein Ghetto. Ein freiwilliges. Lange vor Hitler. Genauer - bis zur Hitlerei. Denn dann gab es die unfreiwilligen. Und die Gaskammern.

Das Ghetto lag in der Grenadierstraße und ihrer Umgebung. Zwischen dem Bülowplatz, dem heutigen Luxemburgplatz, und der Münzstraße. Ausgerechnet in dieser Gegend hatten sich die Ostjuden niedergelassen, die 1914 vor den Kriegswirren aus Galizien geflüchtet waren. Was heißt ausgerechnet. Natürlich hatte das seine guten Gründe. Hier gab es die billigsten Wohnungen und die wenigsten Antisemiten. Einer folgte dem anderen nach. Bald wohnten sie Haus an Haus, Tür an Tür. Im Zusammenrücken glaubten sie Schutz zu finden, und wer weiß, vielleicht auch ein Stückchen Heimat. Viele Berliner verließen allmählich das Scheunenviertel.

Und auch so manche der Ostjuden zogen eines Tages wieder fort von hiert. Wenn sie das »große Los« gewonnen, daß heißt, wenn sie gute Geschäfte gemacht hatten und reich geworden waren. Dann siedelten sie sich in den Vierteln der Reichen an und versuchten, deren Lebensweise nachzuahmen. [...]

Doch die meisten der Ostjuden blieben im Ghetto. Und blieben, was sie waren: arme Schlucker. Mit unheimlich vielen Kindern. Sie rackerten sich ab, um die zahlreichen Mäuler irgendwie satt zu kriegen.

Das Berliner Ghetto umgaben keine Mauern, und doch war es eine abgeschlossene Welt. Es hatte seine eigenen Gesetze, seine Sitten und Gebräuche. Die orthodoxen Juden wachten darüber, daß sie streng eingehalten wurden. Es gab eine eigene Versorgung. Alles mußte ja koscher (rein, nach bestimmten rituellen Vorschriften zubereitet) sein. Die enge Grenadierstraße war voller kleiner Läden: Fleischwaren, Kolonialwaren, Grünkram, zwei Bäckereien, na und die Fischhandlung. Die durfte auf keinen Fall fehlen. Denn was ist ein Sabbat ohne gefüllten Fisch! Eigene Handwerker, Schuster, Schneider, Trödler, Hausierer waren da. Und eine koschere Gaststätte mit einer vorzüglichen Küche. Doch im Mittelpunkt standen die zwei Bethäuser mit ihren beiden Rabbinern, den Vorbetern und den Schlattenschammes, den Synagogendienern.

Das Ghetto konnte sich sogar rühmen, eine eigene Diebes- und Hehlerbande zu haben. Eines Tages wurde bei uns eingebrochen. Das heißt, man brauchte gar nicht einzubrechen, die Wohnungstür stand stets offen. Bei uns war den ganzen Tag ein Kommen und Gehen. Mein Vater war nämlich einer der Rabbiner im Ghetto. Es kränkte ihn sehr, daß man es gewagt hatte, ihn, den »Vertreter Gottes auf Erden«, zu bestehlen. Er ließ sich den Bandenboß kommen. Jeder wußte, wo er wohnte. Sogar die Polizei wußte es. Aber er ging aus allem wie ein Unschuldslamm hervor. [...]

Eine besondere Kaste bildeten die Schnorrer (Bettler) im Ghetto. Die gab es in Scharen. Jeder von ihnen hatte eine bestimme Familie, bei der er Monat für Monat erschien und Geld kassierte. Pünktlich auf den Tag. So, als sei es sein Gehalt. Bekam mal einer keins, machte er Rabatz. Unser hauseigener Schnorrer jagte uns Kindern immer einen Schreck ein, wenn er kam. Er war ein großer, hagerer, einäugiger Mann, trug einen schwarzen, verwilderten Bart und Schläfenlocken. Sein Kaftan war fettig und voller Löcher, er selber frech und aufdringlich. Wenn meine Eltern ihn einen Monat vertrösten mußten, weil sie selber nicht wußten, wie sie den nächsten Tag zurechtkommen würden, wetterte er los: »Warum soll ich Ihnen das schenken? Wer schenkt mir denn was!« Er glaubte tatsächlich, ein Recht darauf zu haben. Das Betteln betrachtete er als seinen Beruf.

(aus: Mischket Liebermann: *Aus dem Ghetto in die Welt*. Berlin, 3. Aufl. 1995, S. 5-7.)

Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft

Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin?

Berlin ist eine Durchgangsstation, in der man aus zwingenden Gründen länger verweilt. Berlin hat kein Getto. Es hat ein jüdisches Viertel. Hierher kommen die Emigranten, die über Hamburg und Amsterdam nach Amerika wollen. Hier bleiben sie oft stecken. Sie haben nicht genug Geld. Oder ihre Papiere sind nicht in Ordnung.

(Freilich: die Papiere! Ein halbes jüdisches Leben verstreicht in zwecklosem Kampf gegen Papiere.)

Die Ostjuden, die nach Berlin kommen, haben oft ein Durchreisevisum, das sie berechtigt, zwei bis drei Tage in Deutschland zu bleiben. Es sind schon manche, die nur ein Durchreisevisum hatten, zwei bis drei Jahre in Berlin geblieben.

Von den alteingesessenen Berliner Ostjuden sind die meisten noch vor dem Kriege gekommen. Verwandte sind ihnen nachgereist. Flüchtlinge aus den okkupierten Gebieten kamen nach Berlin. Juden, die in Rußland, in der Ukraine, in Polen, in Litauen der deutschen Okkupationsarmee Dienste geleistet hatten, mußten mit der deutschen Armee nach Deutschland. [...]

In Berlin kann auch ein Hausierer Karriere machen. Er wird sich schneller assimilieren als seine Standesgenossen in Wien. Berlin gleicht die Verschiedenen aus und ertötet Eigenheiten. Deshalb gibt es kein großes Berliner Getto.

Es gibt nur ein paar kleine Judenstraßen, in der Nähe der Warschauer Brücke und im Scheunenviertel. Die jüdischste aller Berliner Straßen ist die traurige Hirtenstraße.

So traurig ist keine Straße der Welt. Die Hirtenstraße hat nicht einmal die hoffnungslose Freudigkeit eines vegetativen Schmutzes.

Die Hirtenstraße ist eine Berliner Straße, gemildert durch ostjüdische Einwohner, aber nicht verändert. Keine Straßenbahn durchfährt sie. Kein Autobus. Selten ein Automobil. Immer Lastwagen, Karren, die Plebejer unter den Fahrzeugen. Kleine Gasthäuser stekken in den Mauern. Man geht auf Stufen zu ihnen empor. Auf schmalen, unsauberen, ausgetretenen Stufen. Sie gleichen dem Negativ ausgetretener Absätze. In offenen Hausfluren liegt Unrat. Auch gesammelter, eingekaufter Unrat. Unrat als Handelsobjekt. Altes Zeitungspapier. Zerrissene Strümpfe. Alleinstehende Sohlen. Schnürsenkel. Schürzenbänder. Die Hirtenstraße ist langweilig vororthaft. Sie hat nicht den Charakter einer Kleinstadtstraße. Sie ist neu, billig, schon verbraucht, Schundware. Eine Gasse aus einem Warenhaus. Aus einem billigen Warenhaus. Sie hat einige blinde Schaufenster. Jüdisches Gebäck, Mohnbeugel, Semmeln, schwarze Brote liegen in den Schaufenstern. Ein Ölkännchen, Fliegenpapier, schwitzendes.

Außerdem gibt es da jüdische Talmudschulen und Bethäuser. Man sieht hebräische Buchstaben. Sie stehen fremd an diesen Mauern. Man sieht hinter halbblinden Fenstern Bücherrücken.

Man sieht Juden mit dem Talles unterm Arm. Sie gehen aus dem Bethaus Geschäften entgegen. Man sieht kranke Kinder, alte Frauen.

Der Versuch, diese Berliner langweilige, so gut wie möglich saubergehaltene Straße in ein Getto umzuwandeln, ist immer wieder stark. Immer wieder ist Berlin stärker. Die Einwohner kämpfen einen vergeblichen Kampf. Sie wollen sich breitmachen! Berlin drückt sie zusammen.

Ich trete in eine der kleinen Schankwirtschaften. Im Hinterzimmer sitzen ein paar Gäste und warten auf das Mittagessen. Sie tragen die Hüte auf dem Kopf. Die Wirtin steht zwischen Küche und Gaststube. Hinter dem Ladentisch steht der Mann. Er hat einen Bart aus rotem Zwirn. Er ist furchtsam.

Wie sollte er nicht furchtsam sein! Kommt nicht die Polizei in diesen Laden? War sie nicht schon einige Male da! Der Schankwirt reicht mir auf jeden Fall die Hand. Und auf jeden Fall sagt er: »Oh, das ist ein Gast! Sie sind schon so lange nicht dagewesen!« Niemals schadet eine herzliche Begrüßung.

Man trinkt das Nationalgetränk der Juden: Met. Das ist der Alkohol, an dem sie sich berauschen können. Sie lieben den schweren, dunkelbraunen Met, er ist süß, herb und kräftig. [...]

Das Kabarett fand ich zufällig, während ich an einem hellen Abend durch die dunklen Straßen wanderte, durch die Fensterscheiben kleiner Bethäuser blickte, die nichts anderes waren als simple Verkaufsläden bei Tag und Gotteshäuser des Morgens und des Abends. So nahe sind den Juden des Ostens Erwerb und Himmel; sie brauchen für ihren Gottesdienst nichts als zehn erwachsene, das heißt über dreizehn Jahre alte Glaubensgenossen, einen Vorbeter und die Kenntnis der geographischen Lage, um zu wissen, wo Osten ist, der Misrach, die Gegend des Heiligen Landes, der Orient, aus dem das Licht kommen soll.

In dieser Gegend wird alles improvisiert: der Tempel durch die Zusammenkunft, der Handel durch das Stehenbleiben in der Straßenmitte. Es ist immer noch der Auszug aus Ägypten, der schon Jahrtausende anhält. Man muß immer auf dem Sprung sein, alles mit sich führen, das Brot und eine Zwiebel in der Tasche, in der anderen die Gebetriemen. Wer weiß, ob man in der nächsten Stunde nicht schon wieder wandern muß.

aus: Joseph Roth: *Juden auf Wanderschaft*. Köln 1985, S. 47-51.

Baustein 13

Rollenspiele und szenische Übungen

Klassenstufe: **9-13**
Zeitaufwand: **mindestens 1 Unterrichtsstunde**
Themen: **Sensibilisierung für Menschen in extremen Situationen**
Kombination: **Lektüre von „Jakob der Lügner“ von Jurek Becker (zu Übung 3)**

Mit den Übungen und den kurzen Szenen wird der Versuch unternommen, das Thema Ghetto und die damit verbundene Ausgrenzung und Unterdrückung mit dem Erlebnisbereich der Schüler zu verbinden. Dabei sollen natürlich nicht direkt Szenen aus Ghettos nachgespielt werden, denn die Darstellung von Pogromen oder unvorstellbaren Grausamkeiten in den Ghettos der Nazizeit ist nicht möglich. Vielmehr sollen die Themen Ausgrenzung, Unterdrückung und Gewalt in einer allgemeineren Weise dargestellt und erfahren werden.
Bei den Übungen ist es wichtig, daß die Vorgaben genau eingehalten werden und sich alle Mitspieler an die Regeln halten. So darf es zum Beispiel in keiner Phase der Übungen zu direkter Gewaltanwendung kommen. Der Einsatz der Übungen könnte immer nach längeren kognitiven Passagen der Unterrichtsreihe erfolgen. Nach den Übungen sollte unbedingt eine Besprechung stattfinden.

Impulse und Fragen nach den Übungen:

- Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?
- Wie fühlten Sie sich in der Rolle?
- Kennen Sie die Gefühle aus dem eigenen Erfahrungs- bzw. Erlebnisbereich?
- Wie haben Sie die Mitspieler wahrgenommen?
- Gab es Grenzen bzw. Schwierigkeiten in der Darstellung?
- Gab es Alternativen in der Darstellung?
- Wie haben die Zuschauer die Szenen wahrgenommen?

Übung 1: Bilder der Unterdrückung

Vierer- oder Fünfergruppen finden sich zusammen. Jeder aus der Gruppe darf mit Hilfe der anderen sein „Gefühlsbild“ (=Figurenstandbild) von Unterdrückung modellieren, indem z. B. vier Personen eine niederdrücken. Diese Bilder werden der Großgruppe vorgestellt.
Sind alle Standbilder vorgeführt, kann jeder aus der Großgruppe einen Vorschlag machen, wie die Figur des Unterdrückten in diesen Bildern am intensivsten dargestellt werden kann (durch eine Person). Aus den Bildern wird von der ganzen Gruppe das zutreffendste ausgewählt und im Raum postiert. Es handelt sich dabei um den stärksten Ausdruck eines Unterdrückten.
Jetzt darf jeder nach obigem Verfahren seinen „Unterdrücker“ darstellen. Die besten Unterdrücker und der Unterdrückte ergeben wieder ein Standbild. Dieses Standbild bekommt jetzt Leben, indem

a) jeder der im Bild beteiligten Personen seine Emotionen verbal ausdrückt, ohne seine Haltung zu verändern.
b) der Unterdrückte eine Möglichkeit darstellt, aus der Unterdrückung zu „entkommen“ und die Unterdrücker ihre Unterdrückung fortsetzen. Alles wird in Zeitlupe gespielt und ohne echte körperliche Gewalt. Keiner gibt dabei nach oder gar auf, so daß die Spannung immer aufgebaut (und der Unterdrückte immer unterdrückt) bleibt.
c) andere Personen den Unterdrückten ersetzen und ihre Möglichkeit des Entweichens darstellen.

Eine abschließende Besprechung des Geschehenen und Erlebten ist sinnvoll.
(aus: Michael Grau / Wolfgang Klingauf: *Theaterwerkstatt. Grundlagen, Übungen, Spiele*. München 1995.)

Übung 2: Raum wird enger

Es gehen alle locker durch den Raum, verwandeln sich nach und nach in eine Person mit bestimmten Charaktereigenschaften (schüchtern, aufdringlich, arrogant...) und nehmen Kontakt zu den anderen Mitspielern auf. Man kann sich z.B. vorstellen auf einer Party zu sein und pantomimisch ein Sektglas nehmen oder eine Zigarette rauchen u.ä. Auf ein Zeichen des Spielleiters nehmen die Gäste langsam wahr, daß sich der Raum immer mehr verkleinert, bis zum Schluß alle wie eingepfercht zusammengedrückt sind ohne dabei aus der Rolle zu fallen.
(bis hierhin aus: s. o.)

Varianten :
a) das Gefühl und damit die Bewegungen und Haltungen ändern sich mit der Verkleinerung des Raumes.
b) der Raum wird umstellt von Wachen, die aggressive Gesten machen, aber die „Gäste“ nicht berühren dürfen. Einmal reagieren die Gäste auf diese Wachen, das andere Mal ignorieren sie sie.

Übung 3: Ein Radio im Ghetto

Ausgangspunkt ist eine Situation, die dem Roman *Jakob der Lügner* von Jurek Becker (Frankfurt/M. 1997) entnommen ist. Der Besitz von Radioapparaten ist bei Todesstrafe im Ghetto verboten. Jakob behauptet einen zu besitzen und gibt frei erfundene, für die Ghettobewohner positive Meldungen weiter. Diese Meldungen sollen Hoffnung machen und das Gruppengefühl stärken (z. B. das Lager steht kurz vor der Befreiung usw.).
Es soll eine Szene gespielt werden, in der Jakob seine Meldungen erfindet und an die Gruppe weitergibt. Dabei reagiert die Gruppe ganz unterschiedlich und diskutiert eventuell auch die Konsequenzen. Alles muß in großer Heimlichkeit passieren, denn die Menschen stehen ständig unter Beobachtung.
Nach dieser Szene sehen wir Jakob alleine. Er befindet sich in einem großen Konflikt, denn er weiß, daß die anderen seine Meldungen einerseits brauchen, andererseits diese jedoch erfunden sind.

Übung 4: Vorschriften und Verbote

Eine normale kurze Schulszene mit Lehrer und Schülern wird gespielt. Der Lehrer verbietet nun zum Beispiel das Schreiben und den Blick zur Tafel. Mit diesen Verboten wird die Szene nochmals gespielt. Weitere unsinnige Vorschriften und Verbote kommen hinzu und werden jeweils durchgespielt.

Übung 5: Außenseiter

Die Gruppe läuft im Raum durcheinander. Alle schauen sich an, sind freundlich und grüßen einander. Der Spielleiter bestimmt einen Mitspieler aufgrund einer Äußerlichkeit wie z.B. seiner Brille oder seiner Haarfarbe zum Außenseiter, den man meiden muß und auch wegen dieser Äußerlichkeit beschimpfen kann. Nach kurzer Zeit trifft das Los des Außenseiters jemand anderen. Auch eine ganze Gruppe kann so zum Außenseiter werden.

Übung 6: Die Nachbarn

Vor dem Spielen der Szene lesen alle die Zeitungsmeldung (Frankfurter Rundschau, siehe Baustein 1, S.28), auf der diese Szene basiert.
Eine Familie sitzt um einen Tisch. Sie hat diesen Tisch billig erworben, denn er stammt aus dem Besitz der ehemaligen jüdischen Nachbarn, die verschleppt worden sind. Die Familienmitglieder verhalten sich unterschiedlich im improvisierten Gespräch über den Tisch und ihre ehemaligen Nachbarn.
Die Nachbarn kehren wider Erwarten zurück und stellen die Familie zur Rede.

Daniel Weiß

AV-Medien

Video

Mediennummer: 4201707
Ein Tag im Warschauer Ghetto
Ein Geburtstag in der Hölle, neunzehnter September neunzehnhunderteinundvierzig (19.9.1941)
20sw, Bundesrepublik Deutschland, 1994
Adressaten: S1: (Sch 9); S2: (Sch 11); J: (L14);
Heimlich aufgenommene Fotos, kombiniert mit autobiographischen Zeugnissen, vermitteln eindrucksvoll die unmenschlichen Lebensbedingungen und das Sterben der jüdischen Bevölkerung im Warschauer Ghetto unter deutscher Besatzungsherrschaft.

Mediennummer: 4202251
Die Jüdin und der Hauptmann
Ein Dokumentarfilm über das Schicksal der Juden von Minsk
59 f, Bundesrepublik Deutschland, 1998
Adressaten: S1: (Sch 9); J: (L 14); Q: EB;
Ilse Stein wird mit ihren Schwestern und den Eltern aus Mittelhessen in das Ghetto nach Minsk deportiert. Willi Schulz, Zollbeamter aus Dresden, wird im November 1941 nach Minsk versetzt. Der 42jährige Wehrmachtsbeamte verliebt sich in Ilse Stein. Als sich sein Verhältnis zu der Jüdin herumspricht, plant er, mit ihr zu fliehen.

Mediennummer: 4255004
Verschollen in Riga
Bilder einer Erinnerungsreise
48 f, Bundesrepublik Deutschland, 1992
Adressaten: S1: (Sch 9); S2: (Sch 11); J: (L 14); Q: EB;
Am 31.12.1941 wurden die ersten jüdischen Bürger aus Westfalen in das Ghetto von Riga deportiert. Der Film begleitet zwei der wenigen Überlebenden auf ihrer Fahrt nach Riga im Herbst 1991. Vor Ort schildern sie ihre damaligen Erfahrungen mit dem Grauen.

Mediennummer: 4256622
Terezin, Theresienstadt
30 f, Tschechoslowakei, 1991
Adressaten: S1: (Sch 9); J: (L 14); Q: EB, LB;
Der Film gibt einen Überblick über die Gründung und Entwicklung der Stadt und die Stellung der Juden in Böhmen seit dem Mittelalter. Schwerpunkt der Betrachtung ist die Funktion der Stadt Terezin als Ghetto für die Juden und Ausgangspunkt für die Transporte in die Todeslager der Nationalsozialisten.

Mediennummer: 4258873
Korczak (deutsch) [0/0]
113 sw, Polen, 1990
Adressaten: Q: EB;
Biographiefilm über Janusz Korczak, den polnischen Arzt, Schriftsteller und Erzieher. Geschildert werden - ergänzt durch authentische Aufnahmen - speziell seine letzten Jahre als Direktor eines Waisenhauses in Warschau. 1942 begleitet er - bis zum Schluß überzeugt von der Idee des Guten im Menschen - „seine“ 200 Kinder in den sicheren Tod von Treblinka (s.a. 32 55119-21).

Dias

Mediennummer: 1002683
Vor dem Holocaust, Teil 1
Fotografien von Roman Vishniac
12 sw, 1980
Adressaten: S1: (Sch 9);
In Realaufnahmen wird die Lebenssituation der osteuropäischen Juden vor dem Holocaust wiedergegeben. Es werden neben dem Eingang zum Krakauer Ghetto vor allem menschliche Situationen gezeigt: ‘Auf dem Fischmarkt’, ‘Gesicht am Fenster’.

Mediennummer: 1002684
Vor dem Holocaust, Teil 2
Fotografien von Roman Vishniac
12 sw, 1980
Adressaten: S1: (Sch 9);
Realaufnahmen zeigen verschiedene Ghettos in Osteuropa vor dem Holocaust: Slonim, Lublin, Warschau, Krakau, Vilna. Aufnahmen von Einzelschicksalen ergänzen die Reihe: Händler ohne Ware, Wasserträger, Angst, die Frau des Trägers.

Mediennummer: 1002972
Juden im Spätmittelalter
12 f+sw, 1987
Adressaten: S1: (Sch 7); Q: EB;
Bilddokumente erschließen Aspekte der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung der Juden um 1500.

16mm-Film

Mediennummer: 3200751
Requiem für fünfhunderttausend
30 sw, Bundesrepublik Deutschland, 1965
Adressaten: S1: (Sch 5); J: (L 10); Q: EB;
Der politische Dokumentarfilm, der ausschließlich deutsches Filmmaterial verwendet, schildert das Schiksal - besonders polnischer - Juden im Warschauer Ghetto: Umsiedlung ins Ghetto, Wohnverhältnisse, Alltagsleben, Hunger, Zwangsarbeit, Deportation, Aufstand, Vernichtung. Das Dokumentarmaterial stellt an den Betrachter Anforderungen, die bis an die Grenze des psychisch Erträglichen gehen. Besonders sorgfältig vorbereiten.

Mediennummer: 3203214
Die Welt vor dem Holocaust
Aus dem Leben der Juden in Osteuropa vor dem Zweiten Weltkrieg
24 f, 1980
Adressaten: S1: (Sch 9); J: (L 14); Q: EB, LB;
Der jüdische Forscher und Photograph Roman Vishniac hat in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg die osteuropäischen Länder bereist und mit versteckter Kamera das Leben der Ostjuden in den städtischen Ghettos, in Kleinstadtgemeinden und ländlichen Siedlungen vor der Vernichtung aufgenommen. Kommentierter Dokumentarfilm.

Mediennummer: 3203422
Dawids Tagebuch
27 f, 1982
Adressaten: S1: (Sch 7); J: (L 12); Q: EB;
Ausgehend vom Tagebuch des jüdischen Jungen Dawid veranschaulicht der Film die Lebensbedingungen der polnischen Juden, die sich unter deutscher Besatzung zunehmend verschlechtern. Eindrucksvolle Bilder sind: Arbeitseinsätze, Zwangsumsiedlungen in Ghettos, Hunger, Not, Hinrichtungen, Abtransport nach Treblinka.

Mediennummer: 3255119, 3255120, 3255121
Korczak (deutsch) [1-3]
113 sw, Polen, 1990
Adressaten: Q: EB;
Biographiefilm über Janusz Korczak, den polnischen Arzt, Schriftsteller und Erzieher. Geschildert werden - ergänzt durch authentische Aufnahmen - speziell seine letzten Jahre als Direktor eines Waisenhauses in Warschau. 1942 begleitet er „seine“ 200 Kinder in den sicheren Tod von Treblinka.

Die AV-Medien sind unter der jeweiligen Mediennummer bei den Landesbildstellen und bei den meisten Kreisbildstellen erhältlich.

Anhang

Zu Baustein 3 - Das Warschauer Ghetto

Das Warschauer Ghetto mit den Augen der NS-Presse gesehen

und die Stellungnahme des Journalisten dazu - 20 Jahre später.

Es ist rückblickend kaum feststellbar, was aus welchen Motiven heraus verfaßt wurde - was aus Pflicht geschah oder aus Furcht, aus Anpassung oder aus Überzeugung. Erich Peter Neumann war keiner, der häufig antisemitische Vokabeln benutzte, und seine Mitgliedschaft in der NSDAP besagte nicht viel (im Juli 1941 schloß ihn seine Ortsgruppe wegen „Interesselosigkeit und Beitragsrückstand“ aus). In einem Bericht über Warschau im März 1941 schrieb er auch eine Passage über das dortige Judenghetto:
„Es läßt sich nicht exakt angeben, ob in diesem Bezirk vierhundert- oder fünfhunderttausend Juden leben. (...) Man muß sich in den Gassen und Straßen des Ghettos aufgehalten haben - dann kann man ermessen, warum es der Warschauer Verwaltung unumgänglich schien, so rasch als möglich eine Trennung zwischen den Juden und den Stadtbewohnern zu ziehen. Auf den engeren Platz beschränkt, prägt sich die anarchische Lebensweise dieser Hunderttausende mit spukhafter Anschaulichkeit ein; es mag wohl kaum einen Ort des Kontinents geben, der einen so plastischen Querschnitt durch die Disziplinlosigkeit und Verkommenheit der semitischen Masse vermittelt. Mit einem Blick kann man hier die ungeheure abstoßende Vielfalt aller jüdischen Typen des Ostens überschauen ; eine Ansammlung des Asozialen, so flutet es aus schmutzigen Häusern und schmierigen Läden, straßauf und straßab, und hinter den Fenstern setzt sich die Reihe der bärtigen, bebrillten Rabbinergesichter fort - ein grausiges Panorama.“ Am Ende dieser Passage ließ Neumann die antijüdische Politik wie einen Ordnungsvorgang erscheinen: *„Die Abgrenzung der Juden hat dem städtischen Leben viel Unruhe genommen. Die Verwaltungsmaschinerie läuft glatter und störungsloser, seit sie sich nicht mehr mit der Unübersichtlichkeit der jüdischen Familien und Stammeszellen beschäftigen muß. Jetzt ist der Ältestenrat dazwischengeschaltet, dem die praktische Auseinandersetzung mit dieser ungefügen Masse zufällt.”*

„Der Zweck dieses Artikels“, rechtfertigte sich Neumann zwei Jahrzehnte danach, *„war es allein, mitzuteilen, daß in der polnischen Hauptstadt die Juden zerniert, in ein mittelalterliches Ghetto gesperrt worden waren. Über diesen Vorgang hatte bis dahin niemand berichtet. Die Alternative für den Journalisten lautete damals in vielen Fragen: schweigen oder schreiben. Entschied man sich dafür zu schreiben, mußte man auf formulierte Empörung, auf formulierten Protest schon deshalb verzichten, weil so Geschriebenes nie hätte gedruckt werden können. Man konnte sich nur in das flüchten, was Ernst Jünger etwa zur gleichen Zeit ‚Sklavensprache’ nannte - und das ohne jede ‚moralische’ Hemmung, weil man sich zusammen mit der intelligenten Leserschaft des Umstands, Sklave zu sein, ohnehin jederzeit bewußt war.“*

Aus: N. Frey und J. Schmitz: *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999, 3. Auflage. S. 118 f.

Mögliche Fragen an den Text:
1. Welche Tatsachen werden berichtet? - Was wird als Tatsache dargestellt?
2. Welche Bilder sollen im Kopf des Lesers entstehen?
3. Welche Scheinlogik baut der Artikel auf?
4. Wie geht der Journalist mit “Ursache und Folge” um?
5. Ist die Einlassung des Journalisten 20 Jahre später glaubhaft, er habe mit obigem Artikel der Information der Öffentlichkeit gedient? - oder war er einer der “willigen Vollstrecker” der NS-Ideologie? Ist er “belastet” - oder ist er trotz seiner Mitarbeit an einem führenden NS-Blatt geeignet, am Aufbau einer demokratischen Presse mitzuwirken?

Peter Reinhardt